

Inhalt

Aufsätze

<i>Verena Friedrich</i>	
Barocke Gartenlust in Franken	3*
<i>Joachim G. Raftopoulo</i>	
Der Würzburger Ringpark – eine öffentliche Grünanlage im Spiegel gartenbaulicher Trends	38*
<i>Claus Heuvemann</i>	
Der Botanische Garten Erlangen. Vom Doktorsgarten zur wissenschaftlichen Sammlung	48*
Bücher zu fränkischen Themen	55*

Mitarbeiterverzeichnis

Dr. Verena Friedrich M.A.	Kunsthistorikerin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg 1. Vorsitzende der Frankenbund-Gruppe Würzburg Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth verena.friedrich@uni-wuerzburg.de
Ulrich Raphael Firsching	Chefredakteur Kunstmarkt Media Am Exerzierplatz 2, 97072 Würzburg redaktion@kunstmarkt.com
Claus Heuvemann	Dipl.-Ing. (FH), Landschaftsarchitekt Technischer Leiter des Botanischen Gartens der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg Loschgestraße 1, 91054 Erlangen Claus.Heuvemann@fau.de
Dr. Hubert Kolling	Diplom-Politologe Hirtenweg 9, 96231 Bad Staffelstein Dr.Hubert.Kolling@t-online.de
Joachim G. Raftopoulo	EurProBiol., Dipl.-Biol. Grumbacher Weg 16, 97230 Estenfeld

Dr. Norbert Richter	Weinbergsweg 31a, 97199 Ochsenfurt wn_richter@yahoo.de
Dr. Alfred Schelter	Fachreferent für die Garten- und Parkdenkmalpflege am Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege Schloß Seehof, 96117 Memmelsdorf
Dr. Herbert Schott	Archivdirektor am Staatsarchiv Nürnberg Archivstraße 17, 90408 Nürnberg Herbert.Schott@stanu.bayern.de
Robert Unterburger	Kreisarchivpfleger Landkreis Roth Johannisstraße 8, 90584 Allersberg unterburger-allersberg@t-online.de
Thomas Voit	Herschelstraße 40 b, 70565 Stuttgart Tho.Voit@t-online.de
Prof. Dr. Dieter J. Weiss	Ludwig-Maximilians-Universität München, Historisches Seminar, Lehrstuhl für Bayerische Geschichte und Vergleichende Landesgeschichte Geschwister-Scholl-Platz 1, 80539 München Dieter.Weiss@lrz.uni-muenchen.de
Dr. Bernhard Wickl	Gymnasiallehrer Dr.-Ehlen-Straße 11, 91126 Schwabach bwickl@franken-online.de
Siegfried Ziegler	OStDir a.D. Im Herrengarten 6, 91054 Buckenhof

Für den Inhalt der Beiträge, die Bereitstellung der Abbildungen und deren Nachweis tragen die Autoren die alleinige Verantwortung. Soweit nicht anders angegeben, stammen alle Abbildungen von den jeweiligen Verfassern.

Der FRANKENBUND wird finanziell gefördert durch

- das Bayerische Staatsministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst,
- den Bezirk Mittelfranken,
- den Bezirk Oberfranken,
- den Bezirk Unterfranken.

Allen Förderern einen herzlichen Dank!

Verena Friedrich

Barocke Gartenlust in Franken

Reich sind die fränkischen Lande an herausragenden Schöpfungen barocker Gartenkunst gewesen, denn die Liebe zum Garten hegten sowohl Landesfürsten und Adel als auch Patriziat und wohlhabendes Bürgertum. Trotz großer Substanzverluste sind bis heute Zeugnisse der Gartenkultur dieser Epoche vorhanden, und es ist lohnend, sie ihrem ursprünglichen Zwecke gemäß als „Gemüths-Ergötzung“ zu erleben.

Die Gartenkunst des Barock hat in Franken eine große Blütezeit erlebt, und wenn man die mit großer Mühe und hohem Kostenaufwand heute unterhaltenen Gartenanlagen, beispielsweise die Hofgärten von Würzburg und Ansbach oder die Eremitage bei Bayreuth betrachtet, könnte der Eindruck gewonnen werden, dass Vieles noch vorhanden sei. Beschäftigt man sich jedoch eingehender mit dem Schicksal dieser barocken Gartenschöpfungen, so muss man erkennen, dass es sich heute vielmehr um barockisierende Gartenanlagen handelt, also um Gärten barocker Anmutung. Denn auch wenn diese mit ihrem Wegenetz häufig noch der ursprünglichen Planung folgen, so ist ihre Bepflanzung vielfach durch Umgestaltungen im 18. und 19. Jahrhundert stark verändert worden. Eine gewisse Ausnahmestellung besitzt diesbezüglich jedoch der Garten des Sommerschlosses zu Veitshöchheim, da hier kaum wesentliche, verfremdende Eingriffe erfolgten. Zu danken ist dies König Max Joseph I. von Bayern. Er erließ im

Jahre 1823 den Veitshöchheimer Garten betreffend die Anordnung, dass die „... *symmetrischen Formen dieses königlichen Garten* ...“ zu bewahren seien, womit die formale Anlage in ihren Grundzügen erhalten blieb.¹ Dennoch sollte mehr als ein Jahrhundert vergehen, ehe Ende der 20er Jahre des 20. Jahrhunderts erste denkmalpflegerische Maßnahmen zum Erhalt dieses Gartenkunstwerkes ergriffen wurden.

Dem Wissen um die Sonderstellung des Veitshöchheimer Rokokogartens, aber auch dem generell in den letzten Jahrzehnten zunehmend zu beobachtenden Interesse an den Werken der Gartenkunst ist es zu verdanken, dass man sich seitens der Bayerischen Verwaltung der Schlösser, Gärten und Seen engagiert um die zumindest teilweise Wiedergewinnung barocker Gartenkunstwerke bemüht. Beispielhaft wären hier der Küchengarten (Potager) im Garten zu Veitshöchheim oder das berankbare Lattenwerk (Treillagen) der Oberen Grotte und der Schneckenberg in der Eremitage bei Bayreuth zu nennen. In diesem Zusammenhang soll auch daran erinnert werden, dass sich 2015 die nach langer und kostspieliger Restaurierung erfolgte Wiederinbetriebnahme der großen Kaskade zu Seehof zum 20. Male jährt. Wie unvergleichlich mannigfaltig die barocke Gartenkunst in den fränkischen Landen in Erscheinung trat – und zwar nicht nur hinsichtlich dessen, was einst geplant war, sondern auch bezüglich dessen, was tatsächlich ins Werk gesetzt wurde – soll im Folgenden anhand von ausgewählten Beispielen skizziert werden.²

Die Funktion des fürstlichen Gartens

Der Aufenthalt im Garten – das „*Garten-Leben*“ – wurde in der Barockzeit nicht nur als „... das seeligste, sondern auch das lustigste, vortheilhaftigst= und gesundeste ...“³ betrachtet. Vom Nutzen und Frommen des Gartens heißt es gar im 1720 erschienenen „*Oeconomus prudens et legalis*“, einem Werk der Hausväterliteratur, Gott selbst habe ja anfänglich einen Garten gepflanzt, weshalb die Gartenlust unter den menschlichen Lustbarkeiten gewiss die unschuldigste und beste sei.⁴ Weiterhin kann man dort lesen: „Wer will es demnach noch heute hohen Potentaten und mächtigen Fürsten verdencken, wann sie gleich ihren Vorfahren, ihr besonderes Belieben in denen Gärten suchen? Welcher Mensch wollte sich unterstehen, es grossen Häuptern zu verargen, wann sie auch je zuweilen ihre beschwehrliche Regiments=Last mit der Hertz=erquickenden Garten=Lust unterbrechen und erleichtern? Zumahlen so selbige darinnen, nebst denen Früchten der Erden, vor allen die unvergänglichen Früchte der Seelen zu sammeln, hohe Sorgfalt anwenden.“⁵ Mit anderen Worten, Lustgärten wurden zu den „*Gemüths=Ergötzungen*“ der Fürsten und Standespersonen gezählt.

Hierzu trat aber noch ein weiterer Aspekt, der wohl in der Hauptsache die Antriebsfeder zur Anlage von weitläufigen und kostspielig ausgestatteten Gärten darstellte. Die fürstbischoflich-würzburgische Hofkammer nannte diesen sogar als ersten Beweggrund für die Rechtfertigung zu erwartender hoher Ausgaben und erklärte im Protokoll von 1754 „.... diejenige garten anrichtungen[,] welche fürsten und andere große herren belieben ...“, seien in erster Linie „.... zum splendeur deren residenzien ...“ – also zur Steigerung der Prachtfülle des Fürstensitzes – gedacht.⁶

Hinsichtlich der Repräsentation, jenem integralen Bestandteil der Herrschaftslegitimation, wurde demzufolge dem Garten, als besonderer Zierde der Residenz und damit auch der Residenzstadt, große Bedeutung beigemessen. Letzteres ist eindrucksvoll am 1706 angelegten Garten des Juliusspitals zu Würzburg zu erkennen (Abb. 1). In Ermangelung zeitgemäßer Repräsentationsräume in Würzburg fanden damals Staatsakte, wie etwa die Huldigung der Bürgerschaft, im Festsaal des dortigen Fürstenbaues statt. In Achse zu diesem repräsentativen Bauteil des Juliusspitals schließt sich, ganz nach französischem Vorbild, eine von Bosketts flankierte Parterrezone mit einem zentral angeordneten großen Wasserbecken an. Freilich mag die formale Anlage auch den Insassen des Juliusspitals Augenweide und „*Gemüts=Ergötzung*“ gewesen sein; sie diente jedoch in erster Linie der Repräsentation und dem angenehmen Aufenthalt des Landesfürsten.

In diesen Funktionen wurde der barocke Garten zum unverzichtbaren Bestandteil eines Adelsitzes. Hinzu kam aber auch noch eine neu erwachte Neigung hin zum Gartenwesen. Seit sich der französische König Ludwig XIV. von seinem Küchengärtner, Jean-Baptist de La Quintinie, den Obstbaumschnitt hatte erklären lassen und sich auch selbst daran versuchte, wurde der Obst- und Gartenbau in Adelskreisen gewissermaßen „hoffähig“. La Quintinie hatte es nämlich nicht versäumt, die Vorliebe des Monarchen für die Gartenarbeit im Vorwort seines vielgelesenen Werkes über den Obstbau publik zu machen.⁷

Fortan zeigten auch andere gekrönte Häupter, Adel und hohe Geistlichkeit ein gesteigertes Interesse am Garten und seinen Belangen. Hierfür kann nicht zuletzt auch

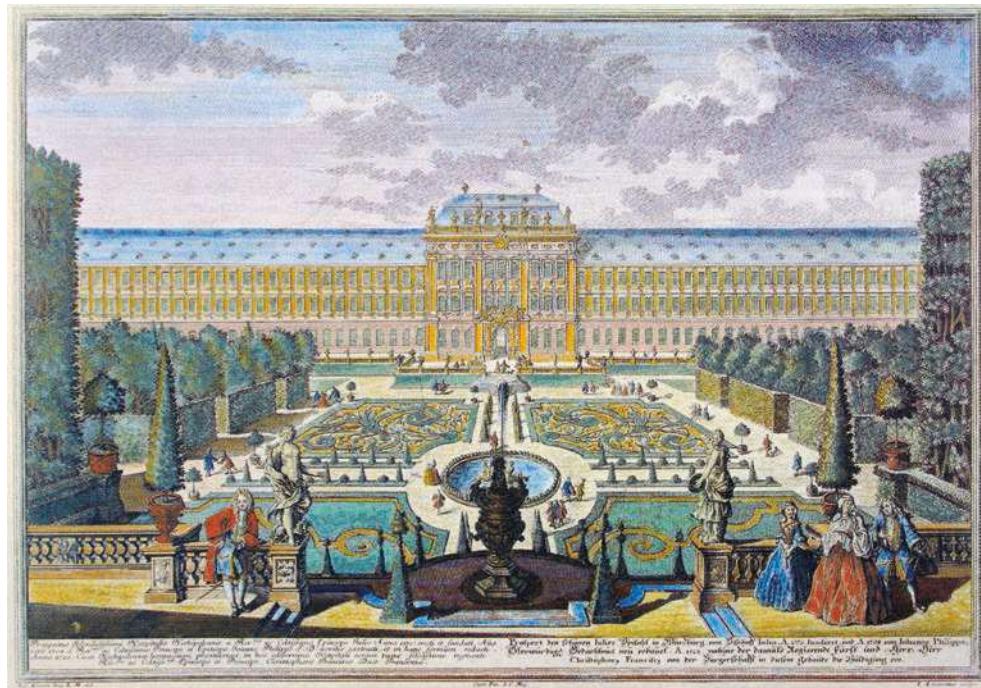


Abb. 1: Ansicht des Juliuspitals mit dem barocken Garten. Handkolorierter Stich von Johann August Corvinus nach Zeichnung Salomon Kleiners (Stadtarchiv Würzburg).

der Würzburger Hofgärtner Johann Prokop Mayer als Gewährsmann herangezogen werden. In einem Selbstzeugnis heißt es: „Wie oft habe ich als Gärtnergeselle den höchstseligen König Ludwig XV. zu Brunoy in die Treib- und Glashäuser begleitet, und Seine tiefen Kenntnisse des Pflanzenreichs und der Gärtnerey bewundern müssen.“⁸

Die Bestandteile des barocken Gartens

Der barocke Garten ist mit seiner formalen Gestaltung als Fortsetzung der Schlossarchitektur zu erklären, wobei man die flachen Gartenkompartimente (Parterres) und versteckt liegenden Kabinette innerhalb der Gehölze (Bosketts) den Sälen und Zimmern, die Alleen den Korridoren, die

Hecken und Bosketts den Wänden und Mauern sowie die ornamentierten Blumen und Rasenstücke (Broderien) den Fußböden mit ihren wertvollen Intarsienarbeiten gleichsetzen könnte. Wie beim Bau eines Schlosses oder Herrenhauses mussten demzufolge auch zur Anlage eines barocken Gartens große Anstrengungen hinsichtlich des Aufwandes an Geld, Muskelkraft und Material unternommen werden.

Dazu war es erforderlich sorgfältig zu planen, denn es galt, größere Erdbewegungen und Planierungsarbeiten vorzunehmen, ein Wegenetz anzulegen, abwechslungsreiche Parterres mit Blumen, Buchs und Rasen zu bepflanzen und mit verschiedenen Bodenbelägen dekorativ zu ge-

stalten. Hinzu kam ferner die Besetzung einzelner Gartenbereiche mit zahlreichen Baumarten. Essentiell für die Gartengestaltung war es, Heckenarchitekturen zu schaffen, wofür man einheimische Gehölze wie die Hain- oder Weißbuche verwendete. Diese Hecken rahmten häufig auch die sog. „Bosketts“, die „Wäldchen“ – also Gartenkompartimente mit Gehölzpflanzungen, die im ausgehenden 18. Jahrhundert auch häufig mit Sorten aus der Neuen Welt – z.B. Robinie, Tulpenbaum, Weymouthskiefer – gefüllt wurden.

Für Obstbaumpflanzungen mussten große Mengen von wilden Obstbäumen ausgegraben werden, um diese Wildlinge als Pfropfunterlagen für die unterschiedlichsten Obstsorten verwenden zu können. Diese wurden entweder in eigens dazu angelegten Obstbaumquartieren eingesetzt oder sie dienten als Besatz für Bosketts.

Gelegentlich – wie beispielsweise im Würzburger Hofgarten – fanden Obstbäume aber auch als Gliederungselemente im Ziergarten Verwendung. Die Pfropfreiser hierzu bezog man anfangs zumeist aus Frankreich, genauer gesagt aus der Chartreuse de Vauvert in Paris, dem Kartäuserkloster unweit des Palais de Luxembourg.⁹ Der Vertrieb von sog. „Franzobst“ erfolgte über einen Katalog, der in mehreren Sprachen, darunter auch in deutscher Übersetzung, herausgegeben wurde.¹⁰

Zum Lustgarten gehörten darüber hinaus Wasserbecken, Brunnenanlagen und Fontänen, im Idealfall Kaskaden oder Wassertreppen, aber natürlich auch Staffagearchitekturen aus Stein, und es durften weder ornamentale noch figurale Bildhauerarbeiten fehlen. Ein wichtiges Bindeglied zwischen gebauter Architektur und den Hecken und Laubengängen aus

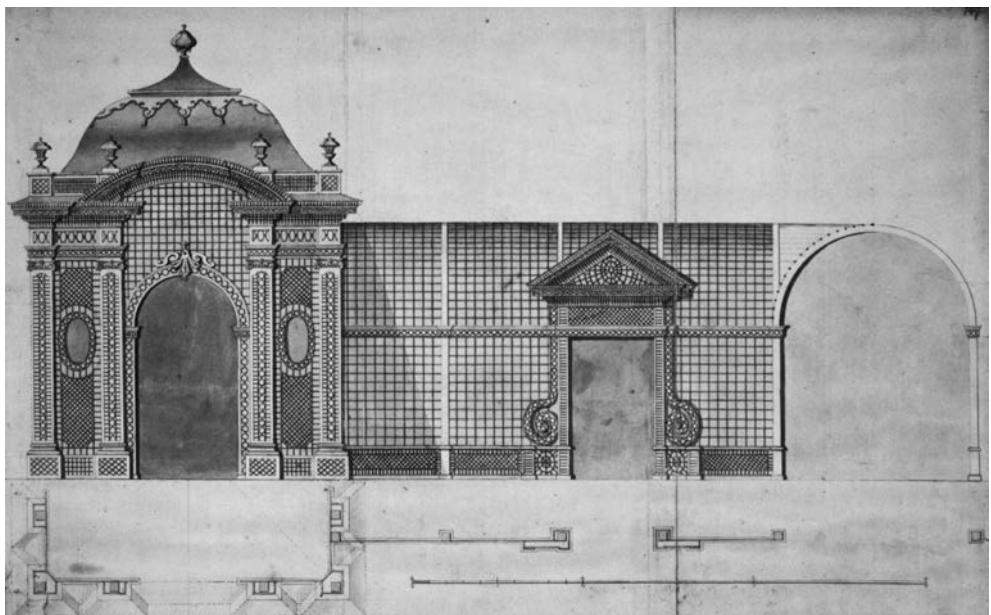


Abb. 2: Treillagenarchitektur aus dem sog. Skizzenbuch Balthasar Neumanns (Universitätsbibliothek Würzburg, Delin. III, 148v).



Abb. 3: Titelblatt der Volkamer'schen Hesperiden, Nürnberg 1708
(Stadtarchiv Fürth).

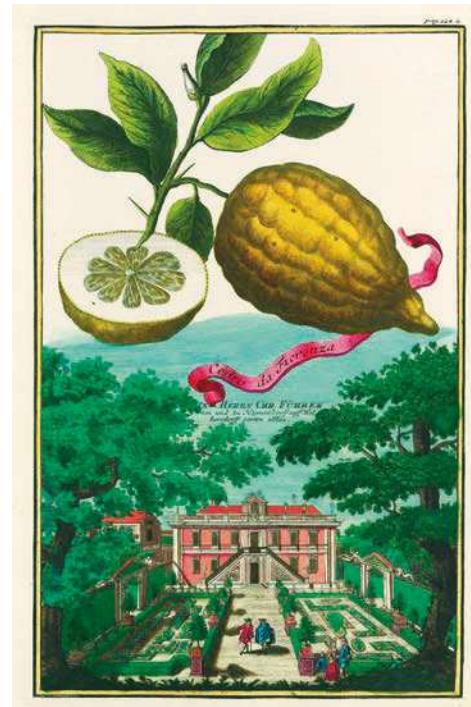


Abb. 4: Garten des Herrn Christoph Führer, handkolorierter Stich aus den Volkamer'schen Hesperiden, fol. 92r
(Stadtarchiv Fürth).

Gehölzen bildeten die sog. „Treillagen“, berankbare Lattengerüste, die zum Teil eine sehr aufwendige architektonische Struktur hatten.¹¹ Im sog. „Skizzenbuch Balthasar Neumanns“, Delin. III in der UB Würzburg, gibt es zwei Zeichnungen, die den künstlerischen Rang dieser in Form von Rankgittern gestalteten Gartenarchitekturen dokumentieren (Abb.2).¹²

Schließlich hegte man seit der frühen Neuzeit eine Leidenschaft für Pflanzen aus fremden Klimazonen, die in eigens dafür errichteten Winterungen und Orangeriegebäuden kultiviert wurden. Für sie waren Häfnerwaren und Pflanzkästen anzuschaffen. Insbesondere die kostbaren Pomeranzenbäume galt es, in großer Zahl

und in verschiedenen Sorten zu besitzen – wurden deren Früchte doch mit den Jugend, Schönheit und Glück verheißenden mythischen Äpfeln der Hesperiden gleichgesetzt.

Fürsten und Ständespersonen, aber auch das städtische Patriziat, verwandten in der Folge viel Mühe und vor allem beträchtliche finanzielle Mittel, um Residenzen, Schlösser und Ansitze mit prächtigen Gartenanlagen zu zieren. In Nürnberg, wo durch den Fernhandel mit Italien Orangeriegewächse leicht zu beschaffen waren, wetteiferten sowohl das Patriziat als auch das Bürgertum miteinander, diese Pflanzen in kleinen barocken Gartenanlagen zu kultivieren. Wie diese aussahen, vermittelte

das in den Jahren 1708 bis 1714 veröffentlichte zweibändige Werk des Nürnberger Kaufmanns und Botanikers Johann Christoph Volkamer (Abb. 3 u. 4).¹³

In seinen „Nürnberger Hesperides“, in denen Volkamer vorwiegend über Herkunft, Pflege und Vermehrung von Zitrusfrüchten handelte, lieferte er unter jeder Sortendarstellung die Ansicht eines Gartens. Aus diesen Veduten ist das hohe Niveau der Gartenkunst zu erkennen, die in Nürnberg und seinem Umland von 1650 bis zum Ende des 18. Jahrhunderts ihre große Blütezeit fand. Bemerkenswert ist sowohl die Vielfalt der einzelnen Gartenanlagen als auch die Prachtentfaltung, die hinsichtlich von Gartenarchitekturen, Skulpturen und Brunnenwerken getrieben wurde.¹⁴ Festzuhalten ist jedoch, dass Volkamer lediglich eine Auswahl an Gärten vorstellte, denn um 1700 sollen mehr als 300 barocke Gartenanlagen in und um Nürnberg bestanden haben. So ist von den beiden Gärten, die der Fürther Pfarrer Daniel Lochner unterhielt, bei Volkamer nur der Garten am Fürther Schießanger abgebildet.¹⁵ Pfarrer Lochner, von einem Chronisten als ein „eifriger als Künstlicher Hortulanus“¹⁶ geschildert, soll das Verfahren beherrscht haben, aus einem Pomeranzenblatt einen ganzen Baum ziehen zu können. Es ist überliefert, dass Lochner sogar dem Kurfürsten von Mainz und Fürstbischof von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, anlässlich dessen Besuchs im Jahre 1714 auf diese Weise gezogene Ableger überließ.¹⁷ Beeindruckt schrieb der Fürstbischof über diesen Besuch am 22. Juli 1714 an seinen Neffen in Wien: „... ich habe heuth einem lutherischen predicanter in fürth eine visita in seinen garthen curiositatis gratia geben, bey welchem ich dann die wahrheit zu gestehen, mirabiliae

in puncto der cultivierung der Pomeranzen und citronen bäume gesehen.“¹⁸ Nach diesem Besuch in Fürth begab sich Lothar Franz von Schönborn nach Nürnberg. Zunächst habe er jedoch noch in des „...ehrlichen Herrn Führers Garten bey Nürnberg zu mitdag gespeiset, allwo es dann überaus wohl hergangen ...“ sei.¹⁹

Es ist also davon auszugehen, dass die fürstlichen, adeligen und bürgerlichen Gartenenthusiasten über die aktuellen gärtnerischen Unternehmungen ihrer jeweiligen Nachbarn bestens informiert waren. Dies trifft in jedem Fall auch auf die Gärtnner der hohen Herrschaften zu. Als Beweis hierfür kann ein Schriftstück dienen, das vermutlich 1726 durch den markgräflich-bayreuthischen Hofgärtner Georg Wolff jun. verfasst wurde.²⁰ Es vergleicht unter verschiedenen Gesichtspunkten den markgräflich-bayreuthischen Schlossgarten zu Christian-Erlang mit den Gärten des gerade erwähnten damaligen Fürstbischofs von Bamberg, Lothar Franz von Schönborn, in Pommersfelden und Seehof sowie mit den Gärten im Markgrafenamt Ansbach – dem Ansbacher Hofgarten sowie den Gärten der Landschlösser Triesdorf und Schwaningen.

Dabei ging es um die Größe des jeweiligen Gartens und dessen Bodengüte ebenso, wie um die Menge an Spalier- bzw. Heckenpflanzen, um die Küchengärten, die Menge an dort kultivierten Obstbäumen sowie um Art und Anzahl der dort unterhaltenen Blumen- bzw. Rasenparterres. Darüber hinaus wurde in dieser Aufstellung festgehalten, wie viele Orange-riepflanzen jeweils vorhanden waren, welchen Ertrag sie zeitigten, und wohin diese Gartenfrüchte zum Verzehr geliefert wurden.²¹

Aus der Aufstellung ist zu entnehmen, dass der Garten des fürstbischöflichen

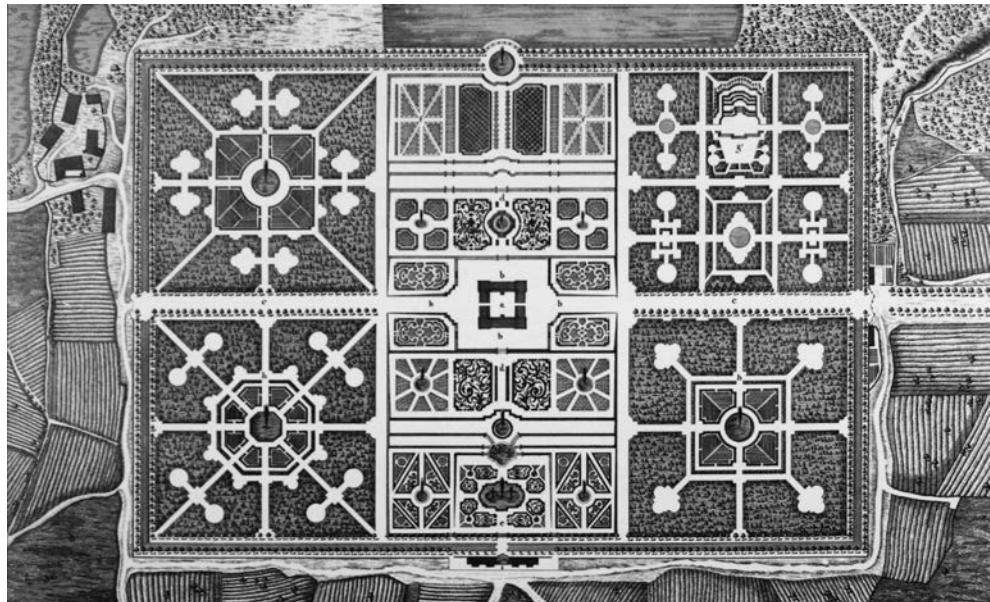


Abb. 5: Gesamtanlage des Gartens von Schloss Seehof.
Stich von Johann Matthias Steidlin nach Zeichnung von Salomon Kleiner.

Sommerschlosses von Seehof mit Abstand die größte Anlage war (Abb. 5). Hier wie auch in den anderen Gärten hatte man für die Heckenpflanzungen überwiegend Weißbuchen gesetzt. Im Garten zu Pommersfelden hatten diese Hecken eine Höhe von 7 Schuh – also von über 2,10 m – Höhe,²² und dazu gab es Pyramiden aus Taxus „*theils spitzig, theils eckigt, und theils gewunden geschnitten*“. Somit wäre hier auch ein Beleg dafür gegeben, dass man sich mit der „*Ars Topiaria*“, dem Form schnitt, beschäftigte. In Seehof waren die Weißbuchenhecken ca. 16 Schuh, also fast 5 m, hoch. Für das Heckentheater hatte man allerdings Fichten gepflanzt, die natürlich gleichfalls in Form geschnitten werden mussten.

Offenbar ausschließlich Fichte bevorzugte man im Schlossgarten des markgräflich-bayreuthischen Christian-Erlang, da

dieser Nadelbaum sowohl für Hecken als auch für Bosketts gesetzt worden war. Man könnte vermuten, dass ein Grund für deren Verwendung in dem immergrünen Gewand der Fichte zu suchen sei, da ihr dunkles Nadelkleid besonders im Frühjahr in lebhaftem Kontrast zum frischen Grün der Neuaustriebe stehe. Interessanterweise wurden in der zeitgenössischen Gartentheorie die unterschiedlichen Grüntöne und deren gestalterische Einsatz bis Ende der 20er Jahre des 18. Jahrhundert aber überhaupt nicht thematisiert.²³ Nun wurde Erlangen im Jahre 1726 als Witwensitz allerdings ganzjährig bewohnt, während Seehof ein reines Sommerschloss war, weshalb die Pflanzenarchitektur der Hecken dort wohl vor allen Dingen im Sommer, wenn die Buchen im satten Grün prangten, voll zur Wirkung kommen sollte.

Die markgräflich-ansbachische Sommersresidenz Triesdorf konnte mit zwölf Parterres „von ziemlicher Größe“²⁴ aufwarten. Das Schloss Seehof war von nur acht Parterres umschlossen, wovon jedoch bereits sechs fertig angelegt waren. Während sich um die Markgräflandsburg in Seehof die Parterrezone weitläufig erstreckte, war die Aufteilung der Parterres im Erlanger Schlossgarten viel kleinteiliger. Acht davon waren mit Buchs, die übrigen mit Zwergbäumen und ein Stück sogar mit Föhren besetzt, was aber wohl eher die Ausnahme gewesen sein dürfte.

Das Schloss der ansbachischen Markgräfin Christiane Charlotte, das 1719 neu erbaute Schloss Unterschwaningen, wies damals nur zwei Parterres auf. Diese waren allerdings mit Buchs und Blumenstücken gestaltet.²⁵

Die Parterres in Ansbach befanden sich gerade in der Umgestaltung. Diejenigen im privaten Sommerschloss des Grafen von Schönborn, Schloss Weißenstein ob Pommersfelden, waren zu dem Zeitpunkt, als diese vergleichende Übersicht erstellte wurde, noch gar nicht angelegt.

Allerdings nahm Pommersfelden – was den Pflanzenbestand der Orangerie betraf – unangefochten den ersten Rang ein. Das Verzeichnis führt „3000 Orange Bäume mittelmäßiger Größe, und der schönsten großen Früchte ungemein vollhangend“ auf. Diese Gewächse konnten im Winter auf eine Orangerie und zwei große beheizbare Glashäuser verteilt werden. Jährlich zog man dort bis zu 100 neue Pflanzen, und die Früchte wurden an den jeweiligen Aufenthaltsort des Fürstbischofs gesandt. Von der Orangerie zu Seehof wird berichtet, dass dort von einem Baum allein 140 Früchte geerntet werden konnten, und man jedes Jahr 200 Pomeranzenbäumchen mittels Pflanzensäen vermehrte.

Die Orangerien von Ansbach und Triesdorf umfassten 300 bis 350 Exemplare, wobei in Ansbach immerhin 80 Pflanzen von besonderer Größe vorhanden waren. Die Nachzuchtarbeit blieb allerdings Triesdorf vorbehalten, wo man die Orangerie so eingerichtet hatte, „... daß man mit Pferden hineinfahren“ konnte. In Christian-Erlang befanden sich 219 Pomeranzen, Lorbeer, Granatapfelbäumchen und dergleichen in Kästen und Kübeln, dazu kamen weitere 106 in Scherben – sprich in Töpfen –, und pro Jahr konnten etwa zwölf „Pomeranzen Bäumlein“ nachgezogen werden. In Schwaningen hingegen wurden zu diesem Zeitpunkt noch keinerlei Orangeriegewächse kultiviert, deren Anschaffung allerdings vorgesehen war.

Diese aus Sicht eines Gärtners entstandene Aufstellung zielte freilich lediglich auf das Verhältnis von gärtnerischem Aufwand und Ertrag derzeit in Entstehung oder in Umgestaltung befindlicher Gärten ab. Sie berücksichtigte jenen vollendeten Garten nicht, der bereits damals als die bemerkenswerteste Gartenanlage Frankens galt, und der hinsichtlich seines Gestaltreichtums alle genannten Gärten maßgeblich beeinflusste.

Verlorene Gartenparadiese

Wo sich heute der Fußball- und Sportplatz des Landschulheims erstreckt, befand sich einst der leider vollständig untergegangene barocke Garten des Schlosses zu Gaibach. Will man den 1705 niedergeschriebenen Reiseaufzeichnungen des Herrn von Blainville glauben, so wurde dieser Garten von Zeitgenossen sogar als „das kleine Versailles“ bezeichnet.²⁶

Auftraggeber und Herr dieses Gartenreiches war einer der leidenschaftlichsten Gartenliebhaber seiner Zeit, Lothar Franz

von Schönborn, Kurfürsterzbischof von Mainz und Fürstbischof von Bamberg.²⁷ Als „*Ruhm der Gärten und blühende Zierde des Frankenlandes*“ wurde der herrliche Garten im Jahre 1697 von Studenten der Universität Würzburg in lateinischen Hexametern gepriesen, und dies zurecht – gilt der Gaibacher Lustgarten doch als die erste bedeutende barocke Anlage in Franken überhaupt.²⁸ In einer weiteren Eloge aus dem Jahre 1712 wurde der Garten zu Gaibach gar als ein Bild des Elysiums gepriesen, „*das die Götter schufen und in dem sich der Genius Schönborns*“²⁹ den staunenden Betrachtern zeige.

Selbst Reichsvizekanzler Friedrich Carl von Schönborn, gleichfalls ein großer Gartenliebhaber, pries den Garten seines Onkels in Gaibach: „*Im übrigen wird man so viel schönes in Europa nicht beisammen finden und ist sicherlich kein noblerer gusto in der Welt zu ersinnen.*“³⁰ In diesem Lob des in Wien weilenden Neffen ist schon das wichtigste Charakteristikum des Gaibacher Gartens genannt – die Zusammenschau unterschiedlichster Gartenelemente und verschiedener Stilströmungen.

Als Lothar Franz von Schönborn im Jahre 1677 von einer mehrjährigen Kavalierstour nach Frankreich, Holland und Italien zurückgekehrt war, übernahm er die Verwaltung seines Erbgutes Gaibach. Nicht das alte Wasserschloss war jedoch zunächst Gegenstand von umfänglichen Baumaßnahmen, sondern die Anlage eines Lustgartens, für den laut der Abrechnungen allein 9.100 junge Hainbuchen zur Besetzung zahlreicher Heckenquartiere angeschafft wurden. Im Jahre 1678 ließ Lothar Franz von Schönborn zur Ostermesse in Frankfurt Pflanzen ankaufen und im Herbst des gleichen Jahres aus seinem Würzburger Garten Blumenzwiebeln sowie Buchs ausgraben und nach Gaibach

schaffen. Auch vom Veitshöchheimer Gärtner kamen „*etliche Gewächse*“, wofür dieser eine „*Diskretion*“ erhielt.

Die Augustinerchorherren aus Kloster Heidenfeld erhielten gleich mehrmals ein Weingeschenk „*zu einem Trunk*“, da sie für den neuen Garten ihres hochmögenden Nachbarn eigene Buchsbäume ausgruben und nach Gaibach sandten. Auch die Herren Franziskanerpatries zu Dettelbach waren 1687 in dieser Weise dem Kirchenfürsten und Erzkanzler des Reiches gefällig. Rosmarin scheint man damals im Überfluss kultiviert zu haben, denn 1688 konnten von den 100 vorhandenen Rosmarinstöcken, Zweige an die Coburger Kranzbinderin Anna Maria Fischer verkauft werden.³¹

Auch die in barocken Gärten überaus beliebte Aurikel – das „*Bärenöhrlein*“ – zog in den Gaibacher Garten ein. Sage und schreibe 119 „*Auriculen pflanzen*“ ließ Lothar Franz von Schönborn aus Aschaffenburg in das Schönborn'sche Gartenparadies nach Gaibach bringen.³²

Seit dem 17. Jahrhundert waren die in zahlreichen Farbvarianten und Blütenformen gezüchteten Aurikeln bei Gartenliebhabern sehr begehrt. Ihre Farbpalette reichte von Schwarz über Rot und Rosa bis Gelb und Weiß. Dabei konnten sie mehrfarbig sein, geflammt und bemehlt. In der Regel kultivierte man sie in Töpfen und präsentierte sie auf Stufengestellen, den sog. „*Aurikeltheatern*“.³³

Allein – nichts ist von diesem Garten erhalten, und wir hätten nur rudimentäre Kenntnisse, wäre Lothar Franz von Schönborn nicht von dem Wunsch getragen gewesen, seine „*blühende Zierde des Frankenlandes*“ durch Kupferstiche bekannt zu machen. Von Gaibach existieren gleich zwei dieser Kupferstichserien. Die erste wurde, vermutlich zwischen 1705 und

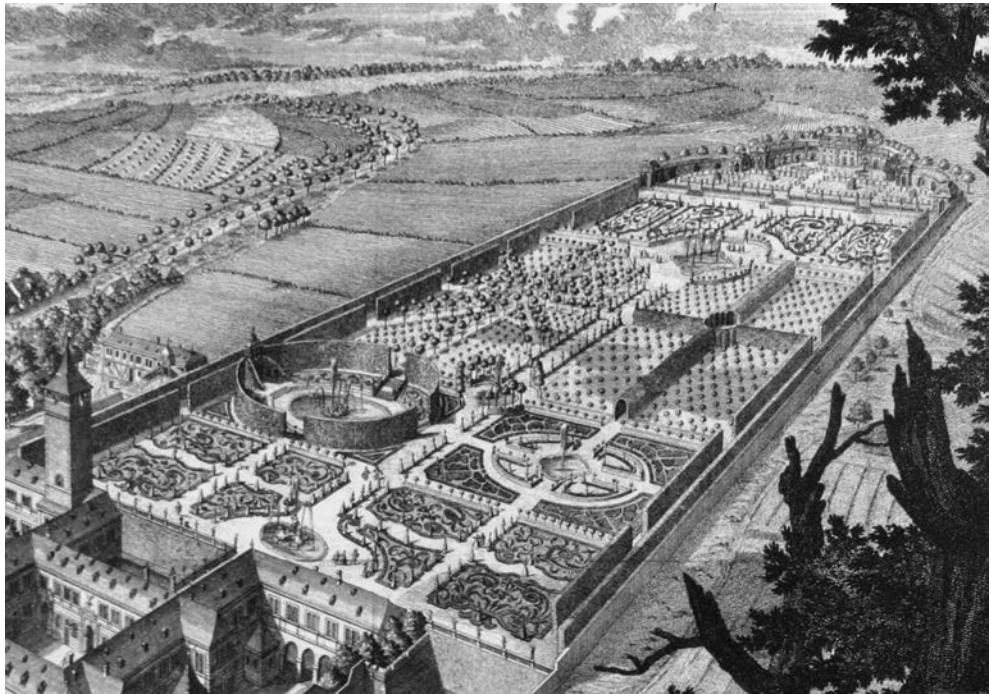


Abb. 6: Der Garten von Gaibach.

Stich von Georg Daniel Heumann nach Zeichnung von Salomon Kleiner, Ausschnitt.

1708, nach Zeichnungen des Nikolaus Person angefertigt, einem aus Longwy in Lothringen stammenden Vermessungsingenieur. Er hielt wohl nach 1697 den damals zum größten Teil vollendeten Garten mit dem Zeichenstift fest. Die zweite Stichserie entstand nach Vorlagen des Augsburger Vedutenzeichners Salomon Kleiner. Dieser schuf zwischen 1723 und 1725 zahlreiche Ansichten von Schönborn'schen Schlössern und Gärten, darunter Pommersfelden, Gaibach und Seehof. In Gaibach hielt sich Salomon Kleiner insgesamt sechs Wochen auf, um für die Stichfolge sieben Blätter zu zeichnen (Abb. 6).

Der Garten erstreckte sich westlich des alten Wasserschlosses auf einem Areal von zunächst 210 m Länge und 112 m Breite.

Die rechtwinklige Gliederung ging von einer breiten Mittelachse aus, die gleichzeitig eine Verlängerung der Symmetrieachse des Schlosses darstellte. Weniger breite parallele Längsachsen und zwei an der Seitenbegrenzung des Gartens verlaufende Heckenpassagen wurden von quer verlaufenden Wegen gekreuzt.

Letztere bildeten eine Rasterung mit querrechteckigen Broderieparterres. Daran schlossen sich quadratische Gartenkompartimente mit dem Ovalsee auf der einen und dem Sommerhaus auf der anderen Seite an, gefolgt von längsrechteckigen Obstbaumquartieren. Raffiniert wirkten sich die in zunehmender Länge angelegten Gartenkompartimente in einer optischen Verlängerung des Gartens aus. Dies ent-

sprach einer Grundforderung der französischen Gartentheorie, wonach der Garten immer größer erscheinen sollte, als es den tatsächlichen Abmessungen entsprach.³⁴

Mit dieser Grundeinteilung folgte die Anordnung der Gartenkompartimente dem französischen Schema mit einer langen Hauptachse, die von rechtwinklig angeordneten Querachsen geschnitten werden sollte. Ferner war man in der französischen Gartenkunst bestrebt, bei höchster Regelmäßigkeit größtmögliche Abwechslung in den einzelnen Gartenkompartimenten zu bieten, was sich ebenso im Gaibacher Garten verwirklicht findet.

Die Broderieparterres mit schmalen Blumen- und Rasenrabatten wurden, wie üblich, nächst dem Schloss angelegt. Nach holländischem Vorbild dürfte die halbmondförmige Erweiterung der Hauptachse gestaltet worden sein.³⁵

Hinter der Broderiezone erstreckten sich zwei quadratische Parterres. Im sogenannten „Hollandicum“ fanden um ein Sommerhaus in vier Sektoren verschiedene Orangeriegewächse, also Pomeranzennärbäume, Oleanderbüsche, Granatapfel- und Feigenbäume, Aufstellung (Abb. 7). Das Sommerhaus selbst, im Preisgedicht „*suffugii hollandici area*“ genannt, war

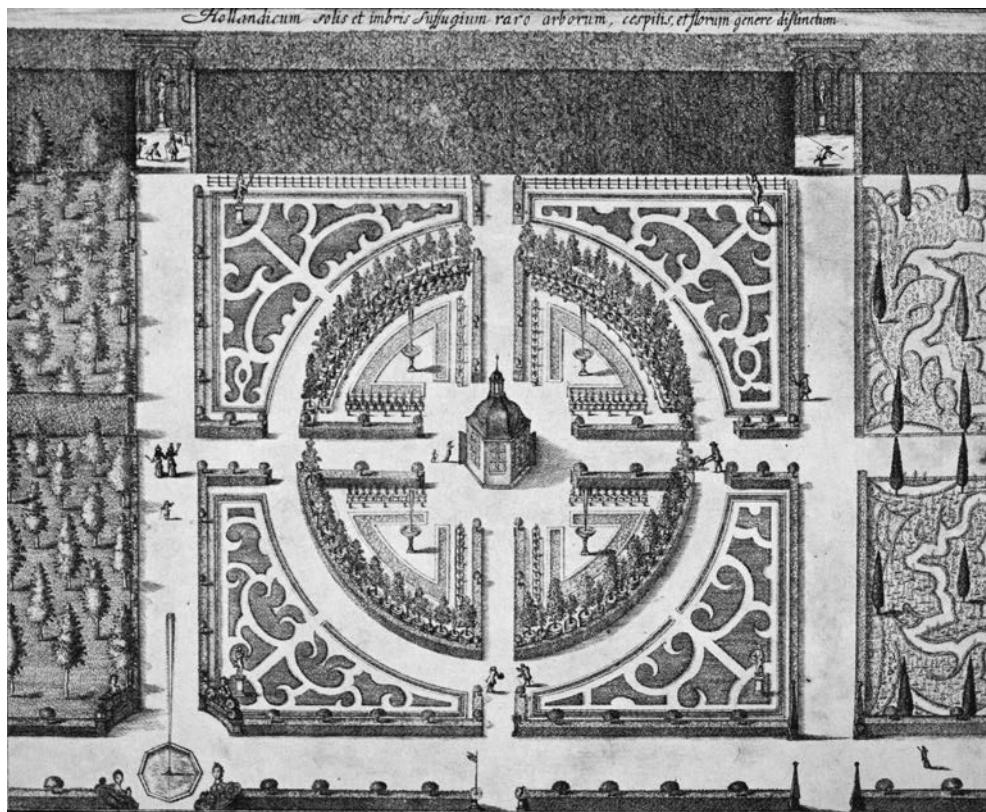


Abb. 7: Sommerhausparterre „Hollandicum“ im Garten zu Gaibach aus der Kupferstichfolge von Nikolaus Person „Orthographica Castri Geibach et Horti repraesentatio“, Mainz o.J.

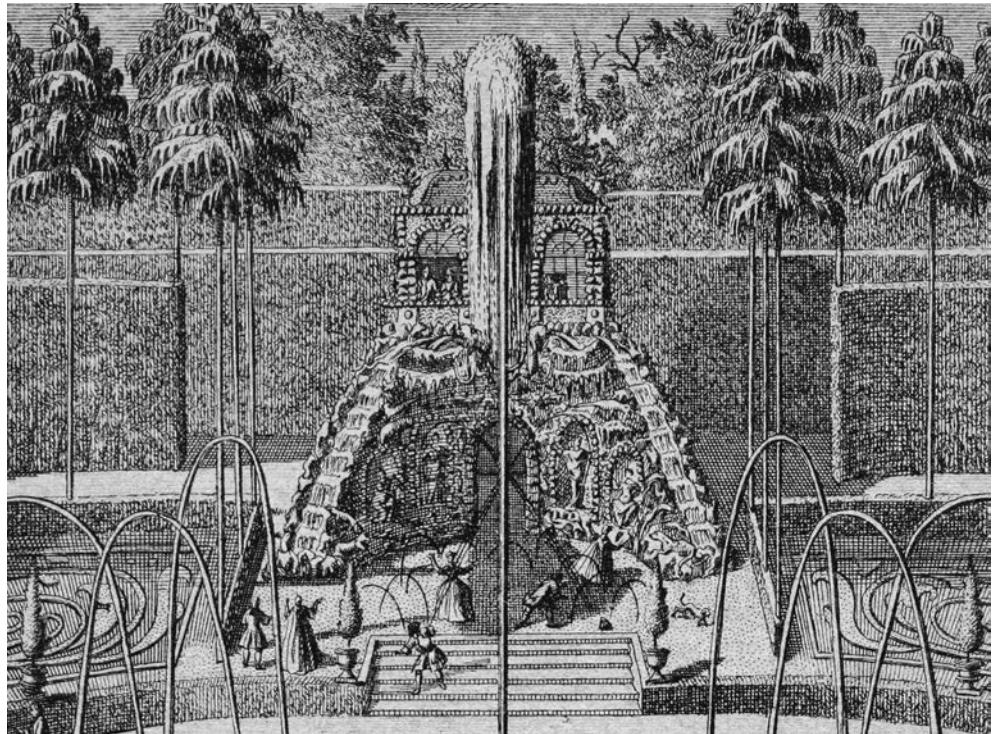


Abb. 8: *Grotte am Ovalsee* parterre zu Gaibach.

Ausschnitt aus einem Stich von Georg Lichtensteger nach Zeichnung von Salomon Kleiner.

wohl ein Teepavillon nach holländischem Vorbild. Ganz anders als das ebenerdig angelegte Kompartiment mit dem Sommerhaus samt seinem kreisrunden Zentrum war das gegenüberliegende Ovalseeparterre gestaltet (Abb. 8). Es besaß die Form eines Boulingrins,³⁶ war also in die Erde eingesenkt. Am Grunde der Vertiefung befand sich ein Wasserbassin in Ovalform, was wiederum auf Vorbilder aus Holland verweist.³⁷

Wie im Sommerhausparterre führten sekundäre Achsen, die dem rechtwinkligen System folgten, auf kreisförmig gebogene Wege, wodurch das Zentrum des Parterres betont wurde. Während jedoch im Sommerhausparterre das Zentrum auch Ziel-

punkt war, wurde man im Ovalseeparterre um das Zentrum herum, auf eine seitlich an der Querachse stehende Grotte mit darüber liegendem Pavillon geführt.

Mit der Grotte wurde ein älteres, der italienischen Renaissance entlehntes Gartenmotiv eingebracht, und die Kombination von erdgeschossiger Grottenarchitektur und darüber liegendem Pavillon sollte sich noch lange großer Beliebtheit erfreuen. Später, als man das Sommerhaus im „Hollandicum“ durch einen mehrgeschossigen Schalenbrunnen ersetzte, wurde diese Divergenz der gestalterischen Mittel innerhalb dieses Gartenabschnittes deutlich abgeschwächt.

Wie in niederländischen Gartenanlagen

üblich, wurden auch in Gaibach Zier- und Nutzgarten kombiniert. Allerdings verzichtete man auf die in Holland stets eingehaltene deutliche Trennung dieser Gartenbereiche. Ganz im Gegenteil banden die alle Kompartimente durchziehenden Längsachsen die einzelnen Gartenteile eng zusammen. Als Gelenkstück diente wiederum eine zum Kreis verbreiterte Wegekreuzung, deren äußeren Rand man mit Bäumchen besetzte. Sie gehörte somit beiden Gartenteilen an und verband sie. Auch in den Obstbaumquartieren blieb man bei einer variantenreichen Gestaltung. Links erfolgte eine Alleenbepflanzung der rechtwinklig und kreuzförmig angelegten Sekundärachsen, dazwischen wurden Obstgehölze in gerader Reihung gesetzt. Rechts beschränkte man sich auf rechtwinklig sich kreuzende Sekundärachsen, die allerdings als „Berceaux“ gestaltet wurden und im Kreuzungspunkt ein rundes Kabinett ausbildeten. Die Besetzung der Beete erfolgte hier im Schachbrett- oder Quincunx-Muster.

Ende des 17. Jahrhundert ließ Lothar Franz von Schönborn den Garten im Westen auf ansteigendem Gelände um die Hälfte erweitern. Als „Point de Vue“, als Blickfang, wurde ein Orangeriegebäude errichtet, dessen seitliche Flügel jeweils einen Viertelkreis beschrieben. Wieder ist wohl das Vorbild hierzu in Holland zu suchen, und zwar im Orangeriegebäude des Adelsitzes Sorgvliet.³⁸ Diese Anlage könnte Lothar Franz auf seiner Kavaliers-tour durchaus selbst gesehen haben. Auch war 1690 eine Kupferstichfolge über diesen berühmten Garten erschienen.³⁹ Aber offensichtlich gab es um 1700 auch noch direktere Verbindungen nach Sorgvliet, denn aus einer späteren Korrespondenz des Johann Philipp Franz von Schönborn geht hervor, dass der 1710 in seinen Dien-

ten stehende Gärtner in Sorgvliet als Geselle gearbeitet hatte.⁴⁰

Von der hemizyklischen Orangerie vermittelten nochmals zwei geschwungene Laubengänge mit Treillagepavillons zum östlich an die Orangerie angrenzenden Garten. Daraus ergibt sich ein ungewöhnlich gebogener Westabschluss, der in dieser Form ebenfalls in Holland vorgebildet war, nämlich im Obstgarten von Schloss Het Loo bei Apeldorn, dessen prächtigen Garten sich Wilhelm III. von Oranien ab 1684 hatte anlegen lassen. Auch von dieser Anlage erschienen Anfang der 1690er Jahre Kupferstiche, die diesen aufwendig gestalteten Garten bekannt machten.

Die obere Terrasse vor dem Orangerieparterre zu Gaibach wurde schließlich mit vier kolossalen Figurengruppen bestückt. Im Anschluss daran entstand am Fuße der Terrasse das große Bassin, dessen platzartiger Umraum schließlich den Angelpunkt für die Verbindung des alten Gartens mit dem Orangeriekompartiment herstellte.⁴¹

Die Belvederefunktion der Orangerie und die sowohl durch hohe Bäume als auch durch eine Gartenmauer klar definierte Grenze zwischen Garten und Umland wurden in der Folge häufig wiederholt – etwa beim Belvederegarten in Wien oder in Schleißheim. Später gab es allerdings auch Lösungen, die gerade diese Begrenzung durch einen „Point de Vue“ aufbrachen – in Vollendung umgesetzt mit der Orangerie in Weikersheim.

Obwohl der Gaibacher Garten also ein rechtwinkliges Wegesystem mit symmetrisch angelegten Kompartimenten nach französischem Vorbild aufwies, gelang es – durch die Einführung von großen Bassins an den Wegekreuzen – runden Wasserparterres – die einzelnen Gartenteile ineinander übergehen zu lassen, ohne deren formale Abgrenzung aufgeben zu müssen.

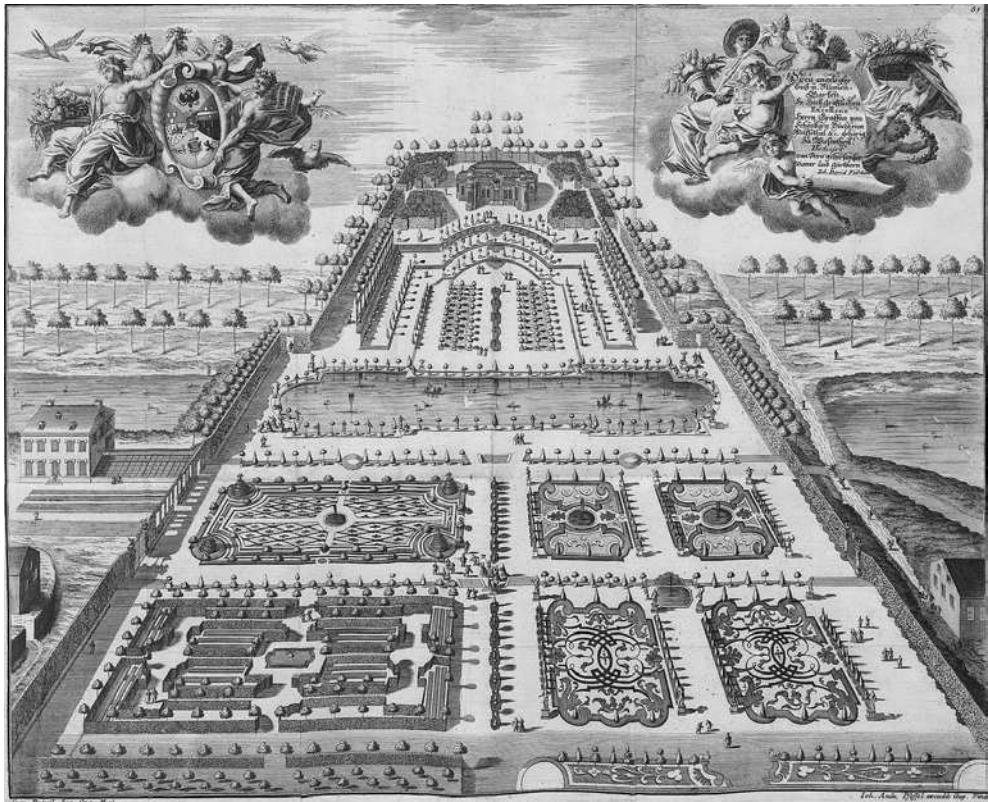


Abb. 9: Der Garten zu Wiesentheid.

Gesamtplan aus dem Stichwerk von Johann David Fülck.

Holländische, aber auch italienische Einflüsse sind am Gaibacher Garten feststellbar. Diese stehen jedoch nicht für sich, sondern wurden zu einem harmonischen Ganzen verbunden, zu einem Garten der zu seiner Zeit in Deutschland keinen Vergleich hätte scheuen müssen.

Die große Vorliebe für prächtige Gärten teilten übrigens auch die Neffen des Lothar Franz von Schönborn. Von Johann Philipp Franz von Schönborn, dem späteren Fürstbischof von Würzburg, wissen wir, dass er schon als Domprobst im Hof Altlobdeburg einen Garten mit bedeutenden Orangeriebeständen besaß. Allerdings konnten hierüber nur schriftliche Zeugnisse aufge-

funden werden, und seine hochfliegenden Pläne hinsichtlich der Anlage des Hofgartens an der Würzburger Residenz sollten erst unter seinen Amtsnachfolgern in die Tat umgesetzt werden.

Seinem Bruder, Graf Rudolf Franz Erwein von Schönborn, stand bei der Anlage seines großen Gartens in Wiesentheid ein Gärtner zur Verfügung, der im Jahre 1720 selbst ein Druckwerk zur Gartenkunst herausgab.⁴² Johann David Fülck war von Ende 1715 bis 1721 in Wiesentheid als Gärtner angestellt. Mit ihm zusammen plante Rudolf Franz Erwein ab 1715 die Neugestaltung seines Gartens.⁴³ Wir besitzen mehrere Pläne dieser leider gleichfalls

im 19. Jahrhundert untergegangenen barocken Anlage. Den Plan von Fülck, abgedruckt in seinem 1720 veröffentlichten Buch, dann einen Plan aus dem Jahre 1730⁴⁴ und schließlich noch die Kopie eines Plans von 1760, den ein Gärtnergeselle anfertigte, der damals eigentlich in Veitshöchheim angestellt war, nämlich der spätere Hofgärtner des Fürstbischof von Würzburg, Johann Prokop Mayer.⁴⁵

Ganz anders als in Gaibach war eine achsialsymmetrische Anlage von Schloss und Garten in Wiesentheid nicht möglich. Man versuchte jedoch – nicht zuletzt durch eine keilförmige Terrasse vor der Front des Schlosses – dem Hauptgarten ein rechtwinkliges Achsenystem zu geben.⁴⁶ In einer späteren Erweiterungskampagne entstand dann an der Westseite des Schlosses ein zweiter Gartenbereich (Abb. 9).

Hinter der Blumenterrasse im Norden erstreckte sich – in Breite des Schlosses – der alte Garten, der ab 1715 zum Hauptgarten erweitert wurde. Fülck gliederte das deutlich vergrößerte Gartenareal in drei hintereinanderliegende große Abschnitte, die durch quer zur Hauptachse verlaufende Geländestufen voneinander getrennt wurden.

Die Zone der Parterres nahm die ersten beiden dieser Abschnitte ein, der dritte Abschnitt wurde beherrscht von dem großen See, einem riesigen quergelagerten Wasserbassin, das sogar mit kleinen Booten befahren werden konnte. Dahinter stieg das Gelände wieder an, und dort erstreckte sich die Hauptorangerie.

Anstelle einer breiten mittleren Wegeachse bildeten in den Parterrezonen die von Fülck in zahlreichen Varianten entworfenen Rabatten eine Art Rückgrat durch den Garten. Im Orangeriegarten übernahm diese Funktion eine Wasserachse, bestehend aus einem schmalen Kanal

und drei den Terrassenstufen eingesetzten Brunnenbecken. Da auch hier für den Abschluss des Orangerieparterres das Motiv des Halbkreises aufgenommen worden war, befanden sich diese Brunnen jeweils im Scheitel der Kreissegmente. Den „Point de Vue“ der Mittelachse bildete der auf der obersten Terrasse des Orangeriekompartiments errichtete sogenannte Gartensaal, ein eingeschossiges Gebäude mit mehreren Räumen, das seitlich von kleinen Boskets flankiert wurde.

Zu seiner eigenen Sammlung von Orangeriegewächsen, die sicherlich bereits einen beträchtlichen Umfang hatte, erwarb Rudolf Franz Erwein 1719 zusätzlich die Sammlung des verstorbenen Grafen von Offenbach mit über 2.300 Pflanzen.⁴⁷ So konnten nicht nur spielend leicht die großen Orangerieparterres mit Bäumchen besetzt werden, für deren Plazierung Fülck in seinem Werk mehrere Möglichkeiten anbot. Auch die gliedernde Funktion übernehmenden Rabatten an Wegen und Böschungen wurden sowohl in der Parterrezone als auch im Orangeriegarten mit Bäumchen in Kästen und Töpfen bestückt.

Die lebhafte Korrespondenz mit seinem Bruder, Reichsvizekanzler Friedrich Carl von Schönborn, in Wien gewährt teilweise recht detaillierte Einblicke in die Zusammensetzung der Parterrebeppflanzungen. Von der Blütenpracht des Frühlings berichtete Graf Schönborn im Juni 1720 aus Wiesentheid nach Wien: „*Gantz still darf man gewiss von dem löbl. garthen werck nicht schweigen ... hihr steht es guth dahmit; der hyacinthen, tulipanen, auriculn, ranunculen und anemonen flor wahr und ist recht schön copios gewesen und gehet es ietzo auff die sommer gewachse mit aller gewaltheit los ...*“⁴⁸ Schon im Juli 1718 hatte Rudolf Franz Erwein seinem

Bruder melden können: „*Ich muß sagen, daß das povlangrin oder vertiefe parterre bey den kleinen pommeranzen zwergbaumgen, malva popaves nägelgen jasmin, levkojen, cariophilus senensis und sonsten allerley blühender flor, obstzwergbäumgen und wie es sonsten aufgezeichnet ist, nebst seinen 4 Vasenschnecken recht wohl aussehen hat ...*“⁴⁹ Nach den damals üblichen Setzgewohnheiten wurden diese Blütenstauden wohl im Rapport, d.h., in einer sich flächenmäßig wiederholenden Abfolge angeordnet, und zwar so, dass immer Pflanzen einer anderen Art und Farbe nebeneinander standen: die größten in der mittleren und die niedrigsten in den seitlichen Reihen.⁵⁰ Ziel war es, eine – wie Dezallier d'Argenville es 1709 formulierte – „*emailartige Mischung aller Farben*“ entstehen zu lassen.⁵¹ Das heißt, die satten, reinen Farben sollten trotz der Farbenvielfalt klar differenzierbar nebeneinander stehen, Zwischentöne oder Mischfarben galt es zu vermeiden. Diese kamen – wie auch verstärkt Pastelfarben – erst in der Mitte des 18. Jahrhunderts in Mode.

Mit den erwähnten „*Wasenschnecken*“ waren schneckenartig sich nach oben windende Hügelchen gemeint, die vollständig mit Rasen bepflanzt wurden. Über seine Zusammenarbeit mit Johann David Fülck schrieb Rudolf Franz Erwein seinem Bruder: „... dann wir gar fleissig zusammen academisieren, und muß ihm [dem Gärtner Fülck] seiner geschicklichkeit wegen alles gutes nachsagen, sowohl in gedanken als der execution selbsten ...“⁵²

Von Fülck stammen auch noch die Entwürfe zu den beiden westlichen Gartenkompartimenten, die allerdings fast ohne Bezug zum Hauptgarten angelegt, bemerkenswerter Weise auch auf dem Fülck'schen Gesamtplan nicht in Erscheinung treten. Noch nicht berücksichtigen

konnte Fülck, die erst in den folgenden Jahren nach und nach im Garten aufgestellten über 200 Figuren, die der Bildhauer Heinrich Stahler aus Sandstein fertigte. Darunter befand sich in der Mitte des Sees eine kolossale Brunnenfigur des Samson. Neben zahlreichen Figurengruppen und Tierbildern werden in den Quellen auch „*zwei Sphixe und sieben Nacktärsch*“ erwähnt.⁵³ Welche Thematik sich hinter den letztgenannten verbarg, liegt im Dunkeln, zumindest dürfte aber deren Erscheinungsbild klar vor Augen treten.

Ein gleichfalls nicht erhaltener Sondergarten Schönborn'scher Gartenlust sei noch näher betrachtet. Fürstbischof Friedrich Carl von Schönborns Vorliebe für die Fasanenjagd führte dazu, dass man zu Pommersfelden den Lustgarten flankierende Gartenareale für freilaufende Fasane anlegte.⁵⁴

Die Fasanenjagd war ein überaus beliebter Zeitvertreib des Adels jener Zeit, und auch der Garten zu Veitshöchheim war ja einst zu großen Teilen ein Fasanengarten gewesen, wovon bis heute der dortige Schießturm Zeugnis ablegt. Ein reiner Fasanengarten hingegen entstand mit dem Garten der Sommerresidenz des Fürstbischofs von Würzburg, Schloss Werneck, das zugleich als Landsitz und Jagdschloss diente.⁵⁵

Der Entwurf dieses Gartens aus dem Jahre 1733 dürfte im Wesentlichen auf Balthasar Neumann zurückgehen (Abb. 10). Dabei verzichtete Neumann auf viele der üblichen Bestandteile eines barocken Ziergartens.⁵⁶ Westlich und östlich des Schlosses befanden sich durch Bosketts vom übrigen Garten abgeschirmte Potagers, also Gemüsegärten, mit je einem schllichten Wasserbecken in der Mitte der kreuzförmigen Wegeführung.⁵⁷ Die Grundform des Hauptgartens hinter dem

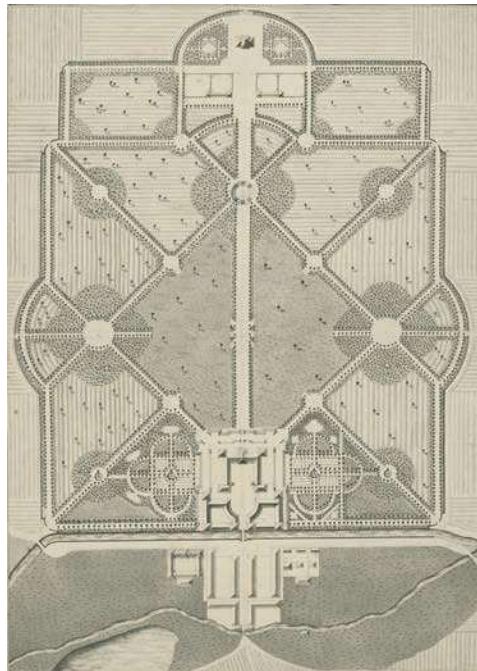


Abb. 10: Plan des Fasanengartens zu Werneck.
Lavierte Federzeichnung von Balthasar Neumann 1735/40 (KBB Berlin, Hdz 4752).

Schloss ist das Quadrat, dem ein auf die Spitze gestelltes Quadrat einbeschrieben ist. Alle Achsen des Hauptgartens waren als Alleen gestaltet, wobei Kreuzungspunkte ebenfalls von symmetrisch gepflanzten Gehölzgruppen (Bosketts) umfangen waren. Aus den Quellen geht hervor, dass 317 Maronenbäume aus Gaibach geliefert wurden, außerdem eine Fuhre junger Kastanienbäume. Die Alleen waren zunächst mit Linden besetzt worden, die jedoch offenbar schlecht anwuchsen.⁵⁸ Die breite Mittelachse sollte auf ein Jagdhaus zuführen, das auf einer Anhöhe liegend, Belvederefunktion gehabt hätte. Errichtet wurden jedoch nur die seitlich davor positionierten Fasaneriebauten, wie ein Plan aus der Zeit um 1750 zeigt.

Bemerkenswert ist der halbkreisförmige Abschluss des Gartens, nicht nur in der Hauptachse sondern – mit Bogensegmenten – auch an den beiden Querachsen. Das Gelände innerhalb des auf die Spitze gedrehten Quadrates war mit Gras und vereinzelten Bäumen bepflanzt worden, die restlichen Bereiche mit Getreide, das den frei herumlaufenden Fasanen als Futter diente. Auf etwa zwei Dritteln der Hauptachse befand sich ein erhöht liegender runder Platz, der über sechs konzentrisch angeordnete Treppen erreichbar war. Er diente als Schießstand, um die aufgescheuchten Fasanen zu erlegen. Die erste Fasanenjagd zu Werneck dürfte 1737 stattgefunden haben, und zu diesem Zeitpunkt war auch der Garten weitgehend fertiggestellt.

Die Gärten der Markgräfinnen

Etwa zeitgleich mit dem Garten in Werneck erfolgte unter Federführung der Markgräfin Wilhelmine der Ausbau der Eremitage bei Bayreuth. Damit reihte sie sich in die Riege von Gartenenthusiastinnen ein, die in den brandenburgischen Markgrafentümern Ansbach und Bayreuth die Gartenkunst stark beförderten.

Der eingangs schon erwähnte Schlossgarten zu Christian-Erlang entstand bis 1714 unter dem Einfluss der Markgräfin Elisabeth Sophie, der Gemahlin und späteren Witwe des Markgrafen Christian-Ernst (gest. 1712). Er wurde umgestaltet unter Markgräfin Sophia, der Gemahlin des Markgrafen Georg Wilhelm, die in Erlangen von 1726 bis 1734 ihren Witwensitz hatte (Abb. 11).⁵⁹

Im Gegensatz zu den Schönborn'schen Gärten, in denen das Orangeriegebäude und das zugehörige Parterre als „Point de Vue“ an das Ende des Gartens gelegt wurde,

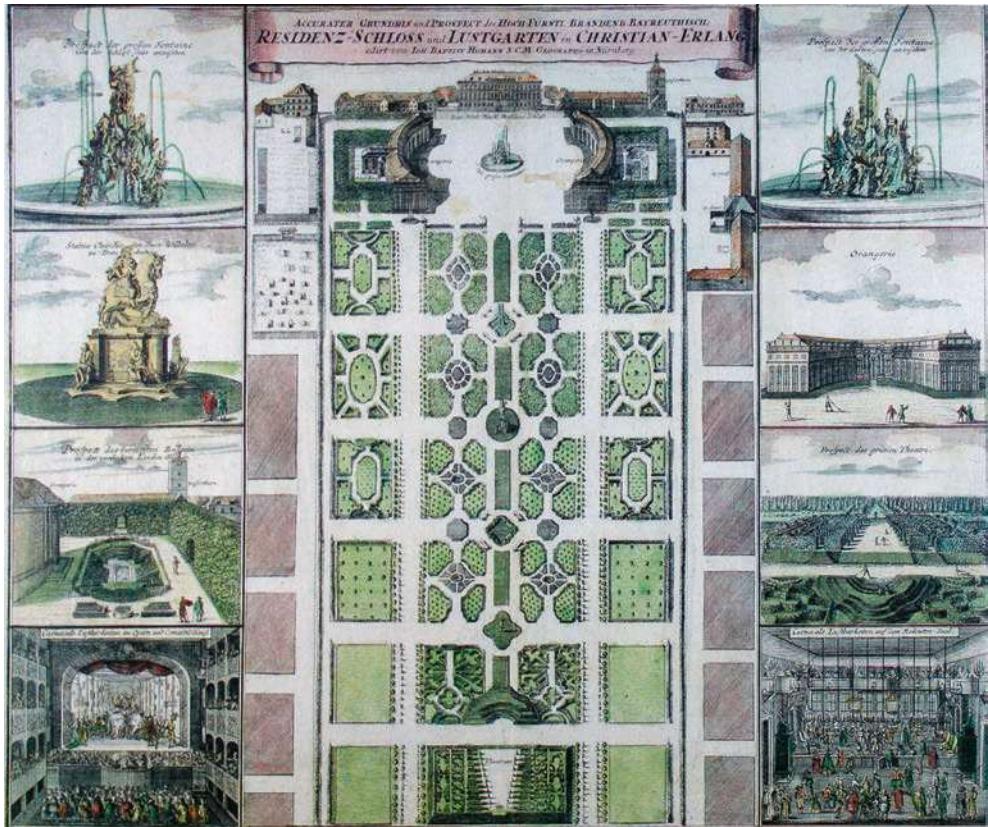


Abb. 11: Gesamtplan des Gartens zu Christian-Erlang.
Kolorierter Stich mit acht Randbildern von Johann Baptist Hohmann 1721 (Stadtarchiv Erlangen).

errichtete man in Erlangen in den Jahren 1704 bis 1706 in unmittelbarer Nähe des Schlosses die Orangerie mit dem Festsaal auf der einen und später die Konkordienkirche auf der anderen Seite. Diese beiden Bauten sollten mit ihren halbkreisförmig geführten Flügeln einen Platz hinter dem Schloss seitlich rahmen.⁶⁰ Im Zentrum des Platzes wurde 1706 der von Elias Räntz geschaffene Hugenottenbrunnen errichtet, ein ikonographisch bemerkenswertes Bildwerk, das auf den von Musen bevölkerten Parnass anspielt. Anstelle der Musen sind jedoch hugenottische Zuwanderer

und auch mythologische Figuren gezeigt; Markgraf Christian Ernst hingegen ersetzt den Musenführer Apoll. Es folgte auf das Brunnenparterre eine kleinteilige Parterrezone, wobei man die Mittelachse durch breite Rasenteppiche und Wasserbecken akzentuierte. Den Abschluss dieser Mittelachse bildete ein Heckentheater, allerdings ohne rückwärtigen Abschluss, denn hinter der Boskettzone und dem Theater führte – ganz wie in der französischen Gartentheorie gefordert – eine „Patte d’Oie“ (Gänsefuß), ein Dreistrahl von Wegeachsen, in die umliegende Landschaft.

Bemerkenswert ist, dass der Abschluss der Mittelachse des Gartens durch ein Heckentheater gestaltet wurde. Das gestuft angelegte Auditorium bestand aus Rasenbänken, die halbkreisförmig angeordnet und an der gebogenen Seite zweimal konkav eingezogen waren. Eine breite Querachse trennte diese Terrasse von dem gegenüber dem Weg gleichfalls erhöhten sehr tiefen Bühnenraum ab. Dieser besaß auf beiden Seiten elf Gassen, aus denen die Akteure auftreten konnten. Das Theaterspielen im Garten scheint an allen fränkischen Höfen beliebt gewesen zu sein. So gab es, wie schon erwähnt, auch in Seehof ein Heckentheater, hier allerdings als Bokkett gestaltet, und schon bei den ersten Planungen für den Würzburger Hofgarten war dieses offenbar beliebte Gartenmotiv ebenfalls vorgesehen. Allein das Hecken-

theater in Veitshöchheim ist heute noch vorhanden.

Ganz anders als in Erlangen stellte sich die Situation mit der Gestaltung des Hofgartens in der Residenz der Markgrafen von Brandenburg-Ansbach dar.⁶¹ Der 1534 erstmals erwähnte Hofgarten befand sich außerhalb des Mauerrings, stand also in keinem formalen Bezug zum markgräflichen Schloss. Als 1723 Markgraf Wilhelm Friedrich verstarb, übernahm seine Witwe, Markgräfin Christiane Charlotte, die Regentschaft für den noch unmündigen Sohn und sorgte nicht nur für den barocken Ausbau des Schlosses, sondern auch für die Neuanlage des Hofgartens (Abb.12).

Einige Besonderheiten dieser Planung sind bis heute erkennbar. Die Gartengrenze wurde im Norden und Osten

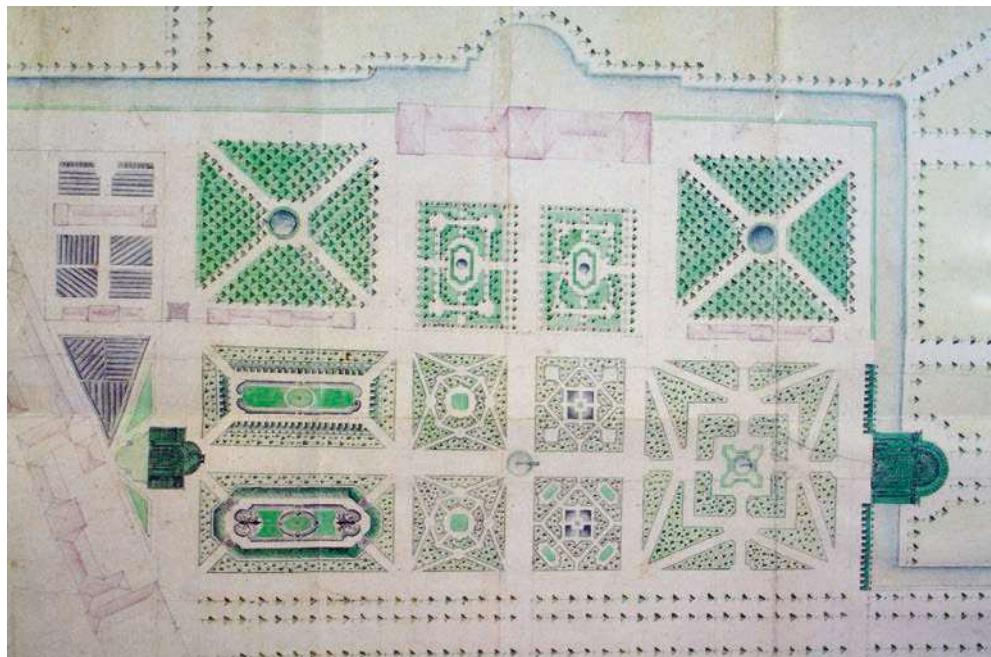


Abb. 12: Großer Plan oder Entwurfsplan für die Anlage des Ansbacher Hofgartens, um 1724, lavierte Federzeichnung (Staatsarchiv Nürnberg, Reg. v. Mfr., Plansammlung Abgabe 1942, Mappe 9/2).

durch einen Gürtelkanal vorgegeben. Architektonischer Bezugspunkt wurde die ab 1726 unter dem Obristbaumeister Carl Friedrich von Zocha errichtete Orangerie, ein langgestreckter Bau, bestehend aus Mittelpavillon, zwei Flügeln und zwei Eckpavillons. Dieses Orangerieschloss bildete den nördlichen Abschluss des Gartens. Nach Süden erstreckte sich davor eine Parterrezone mit zwei Rasenparterres (Parterres à l'Angloise), deren Rabatten zur Aufstellung der Orangeriegewächse dienten. Flankiert wurde dieser Bereich von zwei quadratischen Lindenbosketts. Die folgende Boskettzone wurde durch vier kleinere quadratische Kompartimente in der Mitte gestaltet. Im Osten schloss sich ein großes quadratisches Boskett, im Westen zwei längsrechteckige Bosketts mit großen saalartigen Lichtungen an.⁶² Baumarkaden (Palissades) und Laubengänge (Berceaux) rahmten die mit Rasenplätzen und Broderien gezierten Plätze ein. Ein größerer Treillagepavillon scheint auch im Westen zwischen den beiden Parterres geplant gewesen zu sein. Den südlichen Abschluss des Gartens bildeten wiederum unterschiedlich geformte Bosketts. Auffällig ist das Fehlen von großen Springbrunnen; an skulpturaler Ausstattung ist lediglich eine Figur in einer der beiden östlich am Kanal geplanten Treillagearchitekturen zu erkennen. Ungewöhnlicherweise fehlt auch eine dominante Hauptachse in Nord-Süd-Richtung, was besonders bei dem Brunnenbassin an der mittleren Wegkreuzung ins Auge fällt. Eine Hauptachse findet sich vielmehr in Richtung von Westen nach Osten in Form einer 550 m langen doppelreihigen Lindenallee, die als Maille-Bahn genutzt wurde. Sie endet in einem Rondell mit rundem Rasenstück. Dieser „Grüne Dom“ ist bis zum heutigen Tag

erhalten und gehört zu den hervorragenden Denkmälern barocker Gartenkunst in Deutschland.

Kehren wir aber wieder in das Herrschaftsgebiet des Markgrafen von Bayreuth zurück. Hier sollte mit Regierungsantritt des Markgrafen Friedrichs III. und seiner Gemahlin, der preußischen Prinzessin Wilhelmine, ein neues Kapitel in der fränkischen Gartenkunst beginnen. Beide suchten sie dem höfischen Zeremoniell des Bayreuther Schlosses zu entfliehen, wozu sich insbesondere die schon unter Markgraf Georg Wilhelm begonnene Eremitage bestens eignete. Bereits im 17. Jahrhundert war auf dem an drei Seiten vom roten Main umflossenen, bewaldeten Berg Rücken östlich von Bayreuth ein Tiergarten angelegt und ein „*Grott- oder Brunnenhaus*“ erbaut worden.

Markgraf Georg Wilhelm ließ hier eine höfische Einsiedelei errichten, wohin er sich in Begleitung von nur wenigen Höflingen zurückziehen konnte. Dieses bemerkenswerte Bauvorhaben war bald über die Grenzen der Markgrafschaft hinaus bekannt geworden, so dass selbst der in Bauangelegenheiten nicht leicht zu beeindruckende Bamberger Fürstbischof Lothar Franz von Schönborn in einem Schreiben davon berichtete: „*Man bauet zu Bareith ein dolles eremite*“.⁶³ Wie weit die Kunde von diesem Bau reichte, belegt ein Briefzitat der Lieselotte von der Pfalz, in dem sie 1721 ihrer Halbschwester, Luise Raugräfin zu Pfalz, anvertraute: „*Der margraff von Bareydt undt seine gemahlin sollen ein doll paar sein; l'esprit de vertige [der Sinnentaumel] regirt woll ahn diessem hoff auch mitt ihrer einsiedeley.*“⁶⁴ Damit schoss die passionierte Briefeschreiberin jedoch weit über das Ziel hinaus. Der vom Pietismus geprägte Hof zu Bayreuth war – zumindest unter Markgraf Georg

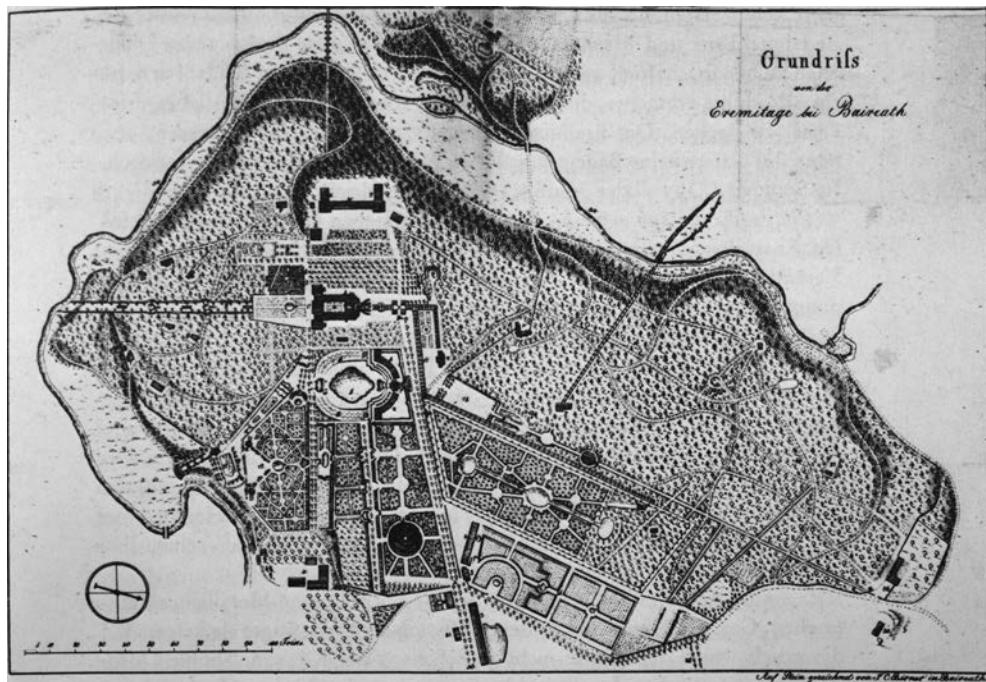


Abb. 13: F.C. Birner „Grundriss von der Eremitage bei Baireuth“.

Lithographie (Stadtarchiv Bayreuth).

Wilhelm – von jeglichem Sinnentaumel weit entfernt.

Nach Übernahme der Regierungsge schäfte im Jahre 1735 schenkte Markgraf Friedrich III. die Eremitage seiner Gemahlin Friederike Sophie Wilhelmine, die sogleich mit Um- und Ausbauarbeiten beginnen ließ (Abb. 13). Ihre Pläne verwirklichte der bayreuthische Hofbaudirektor Joseph Saint-Pierre. Dabei entstand nun keine großzügige Gartenanlage französischer Prägung, sondern ein Nebeneinander mehrerer kleiner Gärten, die, für sich genommen, ganz unterschiedlichen Gestaltungsaspekten folgten. Bevorzugte Gartenmotive waren Labyrinth, Grotten und opulente Wasserspiele, wie sie auch andernorts zu finden waren. Mit den künstlichen Ruinen, die ein besonderes Merk-

mal für die Gartenkunst in Bayreuth werden sollten, war die Markgräfin ihrer Zeit jedoch weit voraus.⁶⁵

Staffagearchitekturen in Form von Ruinen traten außerhalb Englands erst gegen 1770 auf dem Kontinent auf. Neben dem „antikischen Grabmal“ – zum Andenken an ihren Lieblingsjund Folichon errichtet – und dem Ruinentheater von 1743, das der bühnenbegeisterten Markgräfin besonders am Herzen lag, gehört zu diesen Staffagebauten auch die ab 1743 errichtete Eremitage des Markgrafen Friedrich bei der Unteren Grotte. Letztere wurde bereits vor 1745 vollendet. Die dortigen Wasserspiele beschrieb der Dichter Jean Paul – zwar befremdet, aber nicht ohne Bewunderung – mit den Worten: „Alles mythologische halbgöttliche Halbvieh spie,

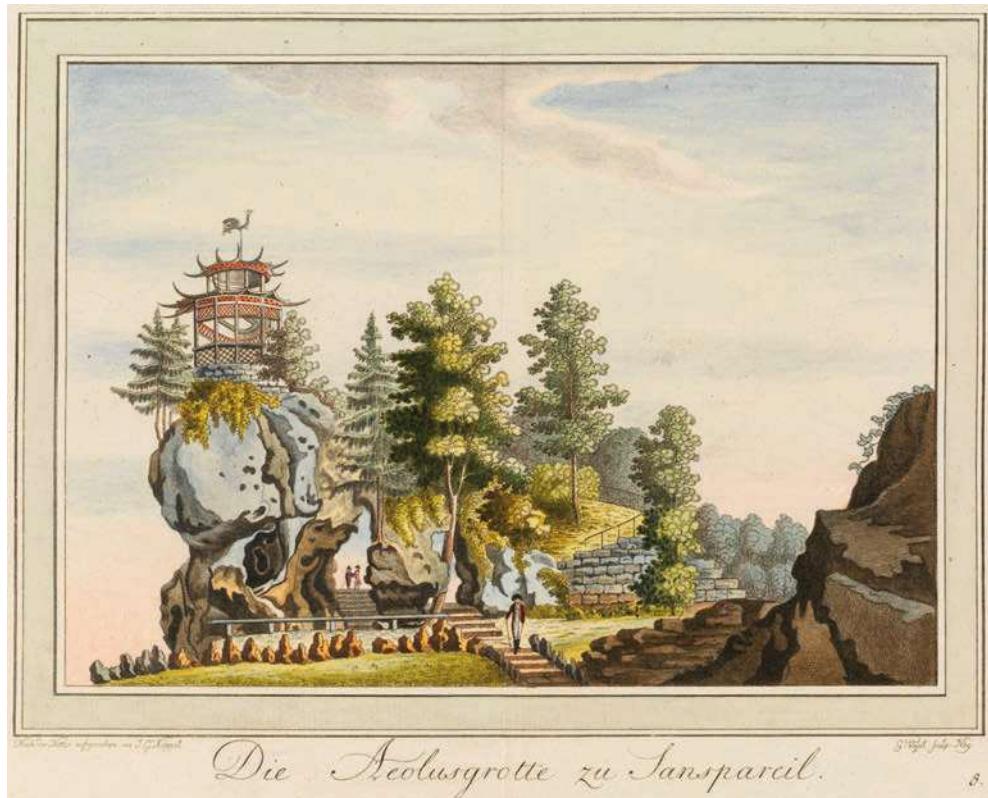


Abb. 14: Sanspareil, Ansicht des Äolusfelsens mit chinesischen Pavillon. Stich von G. Vogel nach Zeichnung von Johann Gottfried Köppel.

Aus: *Die Eremitage zu Sanspareil. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Johann Gottfried Köppel. Kais. Landgerichts-Registrator zu Anspach. Erlangen 1793.*

und aus der bevölkerten Wassergötterwelt wuchs eine krystallene Waldung empor, die mit ihren niedersteigenden Strahlen wieder wie Lianenzweige in der Tiefe einwurzelte. Man erfrischt sich lang an der geschwätzigen durcheinander fliegenden Wasserwelt.“⁶⁶

Auch dem Einfluss der Chinamode entzog man sich am Bayreuther Hof nicht. Die „Drachenhöhle“, heute nur noch als grottenartiger Staffagebau wahrnehmbar, trug einst einen luftig-leicht wirkenden chinesischen Teepavillon, dessen geschweiftes Dach von goldenen Drachen bekrönt war.

Ist bereits in der Eremitage jeglicher Ausblick in die weite Landschaft vermieden, um die Illusion der Abgeschiedenheit zu ermöglichen, so scheint der einer Laune der Natur geschuldeten Felsengarten Sanspareil eine noch stärkere Form der Abkapselung von der Außenwelt zu implizieren. „Ver-
giss mich nicht in deinen Zauber-gärten“, schrieb König Friedrich II. von Preußen an seine Schwester Wilhelmine, und an einem der Realität entrückten Ort scheint man sich in Sanspareil auch zu befinden.⁶⁷ Der Reiz des Verwunschenen ist auf die-

sem Fleckchen Erde bis heute spürbar. Unter der Markgräfin Wilhelmine entstanden hier der „Morgenländische Bau“, ein kleines Lustschloss, samt einigen Kavaliershäusern. Der zwischen diesen Gebäuden sich erstreckende kleine formale Gartenbereich bildet zu dem sich hinter dem Lustgebäude erstreckenden Felsen-garten den denkbar größten Kontrast. Es war jedoch dem letzten Markgrafen Carl Alexander von Ansbach-Bayreuth vorbehalten, mit zusätzlichen Staffagebauten die Absonderlichkeit dieses Felsenhains ins Phantastische zu überhöhen. Auch hierzu existieren Bild-dokumente in Form einer Kupferstichserie, die 1793 nach Zeichnungen von Johann Gottfried Köppel gestochen wurde (Abb.14).⁶⁸

Das letzte große Projekt der Markgräfin Wilhelmine war die Anlage des Neuen Schlosses mit dem Sonnentempel und der Oberen Grotte in den Jahren 1750/1752. Zunächst als Menagerie, später als Orangerie genutzt, umfassen die halbrund geführten Seitenflügel ein großes Wasserbassin. Mit ihren aufwendigen Wasserspielen bildet die Obere Grotte bis heute einen Höhepunkt der Wasserkünste in den Barockgärten Frankens, da viele der großartigen Fontänenanlagen des 18. Jahrhunderts zumeist schon im 19. Jahrhundert abgebrochen wurden.

Das Wasser spielte auch auf einem wohl 1753/1754 entstandenen Plan für den Hofgarten zu Bayreuth eine gewichtige Rolle.⁶⁹ Dem einstigen Lustgarten, ursprünglich räumlich in keinem Zusammenhang mit dem Bayreuther Schloss stehend, kam nach dem Brand des alten Residenzschlosses im Januar 1753 eine bedeutende Rolle zu. Man entschloss sich dazu, die in der Hauptachse des Lustgartens entstandene Kirche der reformierten Gemeinde samt Predigerhaus und weite-

re angrenzende bürgerliche Palais zum Neuen Schloss umzubauen. Wieder wurden jedoch mehrere nebeneinander liegende Gärten angelegt, wobei ein lange Maille-Bahn, eine Allee sowie eine Wasserachse in Form eines Kanals großzügige Hauptachsen bildeten. Der breite Kanal lief durch drei größere Bassins mit kleinen Inselchen und bog schließlich im rechten Winkel nach Süden ab. Dort endete der Kanal in einem großen Becken, in dem eine Insel mit Zierbastion geplant war.⁷⁰ Mit den Arbeiten an der Erweiterung des einstigen Lustgartens wurde jedoch erst im Jahre 1759, also bereits ein Jahr nach dem Tod der Markgräfin begonnen.

Von Brunnenwerken und Kaskadenträumen

Das Wasser war von jeher ein bedeutendes Element im Garten, insbesondere die „springenden“ Wässer, wie man sie im 18. Jahrhundert bezeichnete: Springbrunnen und Fontänen sowie deren Bündelung in Grotten, Nymphaen, Châteaux d'eau (Wasserschlössern) und Kaskaden. Sie bereicherten die Geräuschkulisse der Gärten und waren Sinnbild des Überflusses der Natur. Jedoch selbst in Versailles war es trotz enormen Aufwands – dem gigantischen Wasserhebewerk in der Seine bei Marly und dem großen Aquädukt – nicht möglich gewesen, alle Wasserspiele gleichzeitig laufen zu lassen. Aus diesem Grund verfasste König Ludwig XIV. selbst eine Choreographie, nach der er seine Spaziergänge im Garten richtete.⁷¹ So ermöglichte er es sich und seiner Entourage, die Fontänen in den einzelnen Bosketts der Reihe nach und ohne Unterbrechung zu genießen.

Auch hierzulande wurden zum Betrieb der Wasserspiele in den fürstlichen Gärten

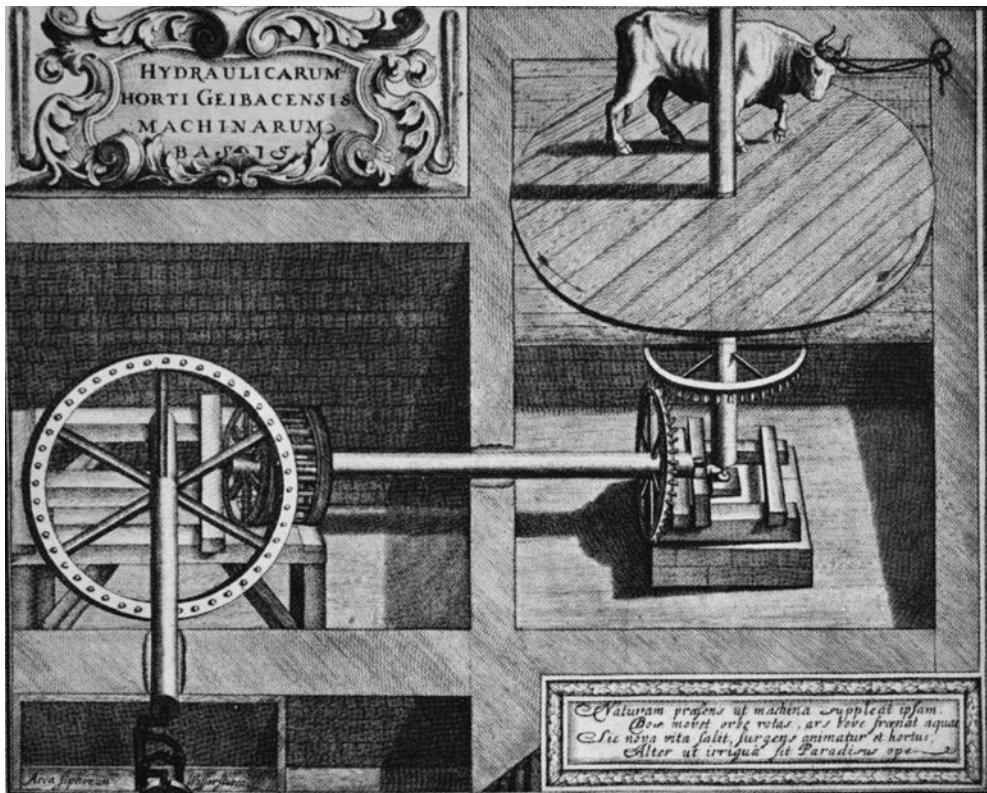


Abb. 15: Ochsentretanlage zu Gaibach, aus der Kupferstichfolge von Nikolaus Person „Orthographica Castri Geibach et Horti repraesentatio“, Mainz o.J.

größte Anstrengungen unternommen und teilweise ingenieurtechnische Höchstleistungen erbracht. Ein Hauptproblem, das auf ganz unterschiedliche Arten gelöst wurde, war es, die für die Wasserspiele erforderliche Menge an Wasser herbeizuführen und ferner den dazu nötigen Druck zu erzeugen. Zumeist wurden Wassertürme errichtet, wie beispielsweise auch für die Wasserspiele im Erlanger Hofgarten, in der Bayreuther Eremitage oder in Veitshöchheim. Aus dem Stichwerk des Nikolaus Person ist zu entnehmen, dass zum Betrieb der Wasserspiele im Garten zu Gaibach eigens eine Ochsentretanlage errichtet wurde.

Hierzu kaufte man im Jahre 1704 für 24 fl. einen „Scheubenochse[n]“ (Abb. 15).

Ein Pumpwerk in Form einer Ochsentretanlage funktioniert nach den mechanischen Prinzipien der schiefen Ebene und des Hebels. Durch das Körpergewicht eines Ochsen setzt sich die Drehscheibe automatisch in Bewegung. Der Ochse lief – es blieb ihm auch nichts anderes übrig – auf der unter ihm langsam rotierenden schief gelagerten Scheibe und setzte das Pumpwerk in Gang. Die einzige im deutschsprachigen Raum noch funktionstüchtige Anlage bei Schloss Schillingsfürst erbringt eine Pumpleistung von

40 l / Min. Kaum jemals erfährt man, wie es dem Ochsen dabei erging. Im Fall des Gaibacher Ochsens ist das anders. Das 1704 erworbene Tier musste nämlich schon bald außer Dienst gestellt, und zwei neue Ochsen angekauft werden, da, wie es in den Rechnungen heißt, „... *der erste [Ochse] infolge Schwindels untauglich*“ war.⁷² Auch einen anderen Ochsen ereilte dasselbe Schicksal. Im Jahre 1708 lieh man sich ein Tier „... *in die wasser kunst, so in supplementum des schlossochssens, welcher wegen schwindelköppfigkeit nit zu gebrauchen gewesen* ...“⁷³

Das Wasser, das der jeweilige „*Scheubenschlüssel*“ heraufpumpte, speiste die Fontänen des großen Tritonenbeckens am Eingang des Gartens und die beiden Brunnen in den folgenden Parterres. Sogar die Grotte am Ovalsee war mit unterschiedlichen Wasserspielen bestückt.

Seitlich ergoss sich das kühle Nass über Wassertreppen, und im Fußboden waren Düsen eingebaut, die den nichts ahnenden Besucher von unten bespritzten. Vergleichbares findet sich übrigens auch im Grottenhaus der Eremitage in Bayreuth. Kindlich freuten sich die „Eingeweihten“, wenn wieder ein „Opfer“ durch plötzlich aufschießende Wasserstrahlen erschreckt und derangiert wurde. Salomon Kleiner hielt dies sogar auf seinen Zeichnungen für die Kupferstichserie im Bild fest.

Die Grotte des Pfarrers Daniel Lochner am Schießanger in Fürth präsentierte eine ganz andere Form der Unterhaltung. Wie der Chronist Andreas Gruber berichtet, wurde mit Hilfe eines Wasserrades ein Hochbehälter gefüllt, durch den das Wasser nicht nur die Springbrunnen des Gartens betrieb, sondern auch in die dortige Grotte geleitet wurde. Hier befanden sich wassergetriebene figürliche Automaten. Die Grotte selbst soll einem Bergwerk

geglichen haben, „... *darinnen sich die arbeitenden Bergknappen mit Hauen und andern bemühen* ...“⁷⁴ Sicherlich war dies eine Besonderheit, wenngleich auch nicht ganz neu. Wassergetriebene Automaten gab es in Deutschland schon seit dem Anfang des 17. Jahrhunderts.⁷⁵ Langlebig war diese Anlage leider auch nicht, denn schon kurz nach dem Tode Pfarrer Lochners wurde das Begrwerk außer Betrieb genommen.

Da so viele barocke Wasserspiele durch Vernachlässigung irreparabel geworden und in der Folge vollständig demontiert worden waren, ist die Wiedergewinnung der Kaskade in Schloss Seehof, die nunmehr seit 1995, also seit 20 Jahren die Besucher wieder erfreut, nicht hoch genug zu schätzen.⁷⁶ Es war Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim, der letzte der großen Gartenenthusiasten des Barock in Franken, der nicht nur den Garten in Veitshöchheim, sondern auch den Garten von Seehof mit vielfigurigen Kaskadenanlagen ausstatten ließ. Die Planungen für die Kaskade in Seehof begannen im Jahre 1761. Widrige Zeiträume, aber vor allem die Überwindung technischer Schwierigkeiten bei der Wasserzuführung erlaubten es allerdings erst ein Jahrzehnt später, die Kaskade in Betrieb zu nehmen.

Gerade was die Lage Seehofs betrifft sollte man meinen, dass an Wasser kein Mangel geherrscht hätte. Anfänglich hatte man auch Wasser aus dem südlich gelegenen Hauptsmoorwald herangeführt. Aber schon zu Zeiten des Fürstbischofs Lothar Franz von Schönborn wurde eine erste Leitung von den höherliegenden Quellen am Schrammelsberg, die sich 6,5 km nordöstlich befinden, nach Seehof gelegt. Den Geländeabfall von der Schlossterrasse nach Süden für den Bau einer Kaskade zu nutzen, stellte jedoch den damit be-



Abb. 16: Kaskade zu Veitshöchheim, historische Aufnahme 1920–1935.

auftragten Ingenieurhauptmann Johann Michael Fischer vor eine schwierige Aufgabe, schütteten doch die herangeführten Quellwässer nicht in ausreichendem Maße. So entschloss man sich zu einem technisch aufwendigen Wasserbauprojekt, wodurch nicht allein der Betrieb der Wassertreppe und der Fontänen gewährleistet, sondern auch das Schloss mit frischem Quellwasser versorgt werden sollte.⁷⁷ Hierzu wandte man sich dem Osthang des Schrammelsberg zu, wo sich eine ausreichend schüttende Quelle fand. Über einen bergmännisch gegrabenen und ausgemauerten Aquädukttunnel von 640 m Länge wurde das Wasser in ein Reservoir geführt, dessen Wasserspiegel 23,4 m über dem Kaskadenbecken lag und damit den erforderlichen Druck für den Betrieb der

Wasserspiele lieferte. Es brauchte also ein technisches Großprojekt, um die Wässer in Seehof springen zu lassen.

Auch im fürstbischöflichen Sommerschloss zu Veitshöchheim wollte Adam Friedrich von Seinsheim nicht auf repräsentative Wasserspiele verzichten. Die dortige Kaskade in Form einer Ruinenstaffage wurde allerdings ein Opfer des Zweiten Weltkriegs (Abb. 16). Mit der Fontäne im großen See gelang es Adam Friedrich von Seinsheim, die Geräuschkulisse des Plätschers, Rauschens, Tröpfelns, Sprudelns und Rieselns noch dadurch zu bereichern, dass er in die Höhlung des vom Dichterross Pegasus bekrönten Parnass ein Glöckenspiel einsetzen ließ. So erklangen einst beim Betreiben der Fontänen zusätzlich sanfte Töne.

Skulptur und Staffagearchitekturen

Neben der Kleinteiligkeit seiner Bosketts und den vielen kleinen unterschiedlich geformten Plätzen, auf die man beim Durchschreiten der Laubengänge und der von Hecken gesäumten Wege immer wieder trifft, sind die Gartenskulpturen ein wichtiges Merkmal des Gartens zu Veitsköchheim. Überhaupt spielte die Gartenskulptur in den barocken Anlagen an Main und Tauber eine bedeutende Rolle. Während in den markgräflichen Gärten Skulpturen zumeist mit aufwendigen Brunnenanlagen verbunden waren, erlebte die Gartenskulptur unter den Fürstbischofen von Bamberg und Würzburg eine Blütezeit. Dies beeinflusste sicherlich auch andere Auftraggeber, weshalb wir im Garten der Zisterzienserabtei Ebrach, vor allem jedoch in dem relativ kleinen Abteigarten des Zisterzienserklosters Bronnbach an der Tauber ein verhältnismäßig umfangreiches Figurenprogramm vorfinden.⁷⁸ Etwas weiter südlich an der Tauber – also immer noch im Tauberfränkischen – entstand mit dem Garten der Grafen zu Hohenlohe-Weikersheim ebenfalls ein Garten, der erstaunlich reich mit Skulpturenschmuck bestückt wurde.

In seiner Architekturtheorie hob Joseph Furtenbach bereits im 17. Jahrhundert die Bedeutung der Gartenfiguren als Ausdruck poetischer Empfindung für Auge und Gemüt hervor.⁷⁹ Konkreter finden sich Hinweise für die Positionierung von bildhauerischem Gartenschmuck in Augustin-Charles d'Avilers „Cours d'Architecture“. Dort heißt es über die Gartenskulpturen: „*Die Werke der Bildhauerkunst tragen viel zur Herrlichkeit und zum Reichtum der Gärten bei. Es sind dies die Figuren und die Gruppen. In einer Treilagennische oder vor einer Hecke heben sie*

sich gut ab. Die Vasen, Säulen und Obelisken müssen einzeln stehen, an den Enden der Rampen, an den Ecken der Treppen, Bassins und Broderiefelder und inmitten der Rasenparterres.“⁸⁰ Sich auf d'Aviler beziehend, erwähnte Antoine-Joseph Dezallier d'Argenville als Aufstellungsort für Skulpturen die Gartenmauer und den Bereich gegenüber und an den Seiten der Parterres. Aus den in seinem Druckwerk angeführten Beispielen ist zu entnehmen, dass die Gartenfiguren Treppenaufgänge flankierten und die Richtungswechsel an den Rändern von Parterres oder Gartenkompartimenten hervorhoben. Stets folgte man einem symmetrischen Aufstellungs-konzept, wobei in der Regel Eckpunkte zur Aufstellung von Postamenten mit Figuren, Vasen oder anderen Bekrönungen das Flächensystem des Gartens räumlich betonten.

In Franken ist der zu einem großen Teil erhaltene Bestand an Figuren des Schlossgartens zu Veitsköchheim einzigartig. Einst zierten Gartenskulpturen in großer Zahl auch die Gärten zu Gaibach, Wiesentheid und Seehof. Aber dort sind sie – wenn überhaupt – nur in vergleichsweise geringer Stückzahl erhalten geblieben. Schon früh allerdings waren auch in Veitsköchheim die „*auf Porzellan Arth bemalten*“ Gartenfiguren Zielscheiben von Vandalismus. Im Jahre 1776 musste eigens ein Aufseher angestellt werden, da, wie der Obrigkeit gemeldet wurde, „*.... die schönen und herrlichen Statuen und derlei Auszierung des Gartens ... dem Mutwillen der ungezogenen Jugend und sonstiger unartigen Leute bloßgestellet und würklich schon verschiedentlich beschädigt seien.*“⁸¹ Bezeichnenderweise wurde in der Folge Soldaten und Studenten der Zutritt zum Garten verwehrt. Doch selbst diese Vorsichtsmaßnahme konnte nicht verhindern, dass wenig später

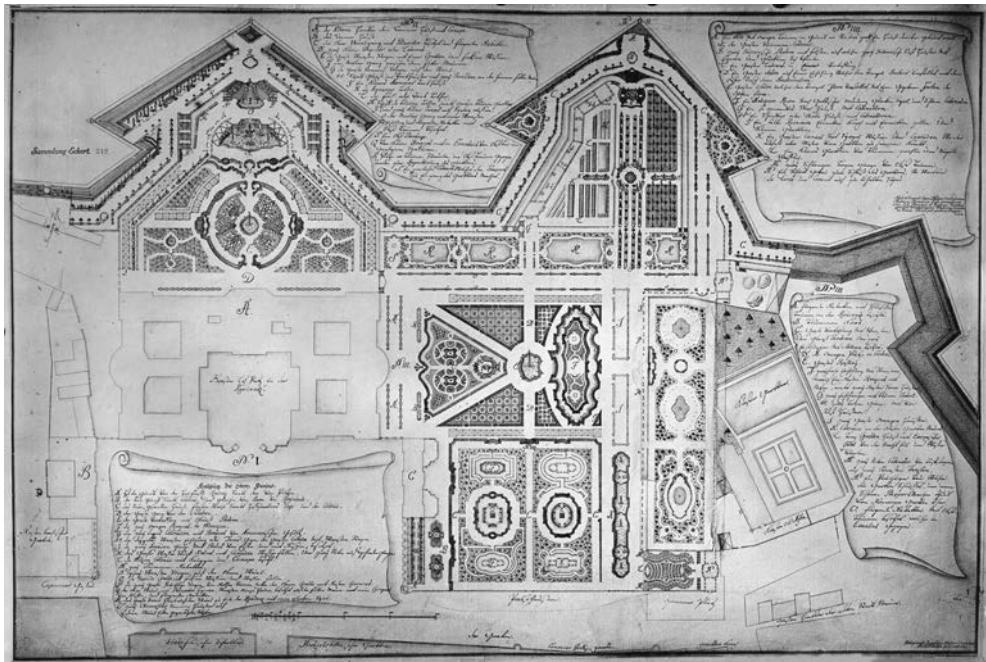


Abb. 17: Gesamtplan des Hofgartens zu Würzburg. Sammlung Eckert 342+ (Kriegsverlust, Photo: Mainfränkisches Museum Würzburg).

das Glockenspiel aus dem Innern des Par-
nass gestohlen wurde.⁸²

Die Staffagebauten, wie die in Veits-
höchheim zu findenden chinesischen Pa-
villons aus Stein oder auch Lusthäuschen
aus Lattenwerk, luden dazu ein, den
Garten in Muße zu erleben. Als eine der
letzten Staffagearchitekturen der Barock-
zeit – stilistisch bereits dem Klassizismus
verbunden – entstand im Garten zu Veits-
höchheim den Jahren 1772/1773 das Mu-
schelhäuschen als „Point de Vue“ zweier
Gartenachsen. Weniger die Zweiteilung in
Grottenraum und Lustgebäude macht es
zu etwas Besonderem, sondern die reiche
Inkrustierung mit Glasschlacke, Muscheln
und Schneckengehäusen. Vergleichbares
findet man heute nur noch am Neuen
Schloss in Bayreuth, wo die Außenwände

gleichfalls mit verschiedenfarbigen Glas-
schlacken verkleidet wurden. Mit Natur-
steinen, Muscheln und Schnecken inkrus-
tierte Tiere und Fabelwesen hatten jedoch
offenbar schon die Grotte zu Gaibach
bevölkert. Bereits hier kam auch schon
„Glasstein“, Glasschlacke aus der Glashütte
zu Fabrikschleichach, zur Verwendung.⁸³

Die letzte Blüte barocker Gartenkunst in Franken

Nach 1770 gab es in der deutschen Gar-
tenkunst zwei bedeutende Gartenschöp-
fungen, die gleichzeitig stilistisch nicht
weiter voneinander entfernt sein konnten:
Auf der einen Seite das Gartenreich Des-
sau-Wörlitz, nach 1764 geschaffen, und
eine der frühesten englischen Anlagen auf

dem Kontinent, auf der anderen Seite der im formalen Stil angelegte Hofgarten der Residenz zu Würzburg. Im Hinblick auf die in Franken gepflegte Gartenkunst der Barockzeit hätte dieser Garten – wäre er denn in all seinen Teilen fertiggestellt worden – den Höhepunkt dieser Schöpfungen dargestellt (Abb. 17).

Nach dem Tode des Hofgärtners Johann Demeter im Dezember 1769 berief Fürstbischof Adam Friedrich von Seinsheim den aus Böhmen gebürtigen Gärtner Johann Prokop Mayer zu dessen Nachfolger. Unbestritten nimmt der Würzburger Hofgärtner Mayer unter den Gartenkünstlern, Gartentheoretikern und den Obstsortenkundlern – den Pomologen – des ausgehenden 18. Jahrhunderts einen herausragenden Platz ein.⁸⁴ Er war nicht nur für die Neuanlage des Würzburger Residenzgartens ab 1770 verantwortlich, sondern gab auch noch ein für Gartentheorie und Botanik gleichermaßen wertvolles pomologisches Werk, die „Pomona Franconica“ heraus. Als ein profunder Kenner der zeitgenössischen französischen Gartenkunst konnte er seine in Frankreich erworbenen Kenntnisse bei der Gestaltung des Würzburger Hofgartens – seinem gärtnerischen Hauptwerk – zur Anwendung bringen.

In Adam Friedrich von Seinsheim, Fürstbischof von Würzburg und Bamberg, hatte Mayer einen Dienstherrn, der eine große Vorliebe für die Gartenkunst hegte. Mit der Neuanlage des Würzburger Hofgartens sowie der Um- und Ausgestaltung der Gärten zu Veitshöchheim und Seehof, ließ Adam Friedrich von Seinsheim einzigartige Gartenkunstwerke schaffen.⁸⁵

Die Grundstückssituation in Würzburg erlaubte von vorneherein keine gestalterische Lösung, die sich mit den Prinzipien des damals bereits vehement propagierten englischen Landschaftsgartens hätte

vereinbaren lassen.⁸⁶ Ohnehin war Mayer durch seinen langen Aufenthalt in Frankreich stilistisch dem formalen Garten französischer Prägung verbunden. Er selbst schrieb hierzu: „*Ein wenig geräumiger Platz, zwischen Gebäuden und Wällen eingeschlossen, durch die seltsamen zig-sagk der Vestungswerke begränzt, keine andere Aussicht, als die hohen Füllungsmauern; so angenehm sah die Grundlage aus, worauf ich mein Gemälde anlegen muste. Es blieb kein anderes Hilfsmittel übrig, als auf Seiten der Kunst, die Auszierung und Pracht.*“⁸⁷ Auch an anderer Stelle rechtfertigte er dieses Gestaltungsprinzip nochmals, indem er den Garten mit einer Hofdame in großer Toilette verglich, „... die in einem dem Pallaste ihres Fürsten würdigen Aufputze erscheinen sollte.“⁸⁸

Im Ostgarten waren gleich mehrere unterschiedliche Gartenkompartimente geplant: Das große Mittelstück mit Broderie und Bassin, die seitlichen mit Zwergspaliertobst umfriedeten Bereiche für Obstgehölze, die wechselweise als Pyramiden oder mit Kuppelkronen gezogen werden sollten. Allein zwölf Sorten von Aprikosen, sieben verschiedene Mandelsorten und 33 unterschiedliche Pflaumensorten befinden sich darunter. An den mächtigen Bastionsmauern waren die unterschiedlichsten Spaliertobstsorten angepflanzt. Die Rabatten wurden mit Zwergobstbäumen besetzt – entweder gleichfalls als Spalier oder aber als Einzelbäumchen in Form von Fächern, Pyramiden oder mit Kesselkronen gezogen. Im Frühjahr dürfte der Hofgarten der Residenz demzufolge ein Blütenmeer gewesen sein, belebt vom Summen zahlloser pollensammelnder Insekten. Unterstrichen werden sollte das akustische Gartenerlebnis durch unterschiedliche Wassergeräusche – wie das Rauschen einer Kaskade oder das Plätschern einer kleinen Fontäne.

Für eine aufwendige mit Skulpturen und Springbrunnen versehene Kaskade sollte der Unterschied im Geländeniveau zwischen der Residenz und der Krone der Bastion genutzt werden. Es ist aber mittlerweile erwiesen, dass man über die Erdarbeiten zur Anlage dieses zweistufigen Wassergarten nicht hinauskam, denn es konnten keinerlei Wasserzuleitungen im Boden gefunden werden. Die Vorüberlegungen im Ostgarten eine Wassertreppe und ein Fontänenbecken anlegen zu lassen, reichen jedoch bis in die frühe Erbauungszeit der Residenz zurück.

Auf das Blütenmeer im Frühling bot der gesamte Garten im Sommer mit dem Heranreifen der Früchte ein Bild des Überflusses – ein irdisches Paradies – passend für einen Kirchenfürsten. Aber nicht nur die Paradies-Ikonographie wurde im Hofgarten versinnbildlicht. Unter den Zeitgenossen galt – nicht zuletzt seit Voltaires „Poeme sur la loi naturelle“ von 1752 – der Obstbau als ein Gleichnis für die weise Regierung. Der Fürst, dessen Garten Früchte im Überfluss hervorbringt, galt auch im Sinne der Frühaufklärung als ein guter Landesherr.

Zu alledem muss der Würzburger Hofgarten auch noch ein einzigartiges optisches Schauspiel geboten haben. An der Südseite der Residenz legte Mayer neben Blumenkörben – kleineren dicht bepflanzten Blumenbeeten – sogenannte „Fliegende Rabatten“ an. Dabei handelte es sich um schmale Grasstreifen, die wechselweise mit Bäumchen in Kesselkronen- oder Pyramidenform bepflanzt wurden. Hier, wo uns heutzutage im Frühjahr die japanischen Zierkirschen mit ihrer Blütenpracht erfreuen, kultivierte Mayer früher Pfirsichbäumchen.

Die große Besonderheit im Südgarten war aber zweifellos das in einer großen Vertiefung, also als Boulingrin, angelegte

Glasparterre – offensichtlich eine Laune des Fürstbischofs Adam Friedrich von Seinsheim.⁸⁹ Ein eigens angestellter Glasbläser produzierte im Auftrage des Fürstbischofs hunderte von farbigen Glas-Kugeln, die in den Broderieparterres ausgelegt wurden – eine Zierform, die in dieser Art und Weise neben dem Hofgarten zu Würzburg bisher nur noch für den ebenfalls unter Seinsheim gestalteten Garten von Schloss Seehof nachgewiesen werden konnte.⁹⁰ Auch im Ostgarten wurden in dem großen kreisrunden Broderieparterre Glaskugeln verwendet, allerdings in geringerer Stückzahl. Da bereits kurz nach dem Auslegen schon einige dieser Kugeln mutwillig zerschlagen worden waren, ließ die Hofkammer beim Fürstbischof anfragen, ob der Glaskünstler mit den Arbeiten fortfahren solle. Offenbar hatten Gartenbesucher mit Steinchen ihre Zielgenauigkeit überprüft. Dessen ungeachtet wünschte der Fürstbischof jedoch die fortlaufende Ergänzung seines Glaskugelbestandes. Diesen Gestaltungswunsch betreffend, lag Adam Friedrich von Seinsheim allerdings nicht auf einer Linie mit dem ästhetischen Empfinden seiner Zeitgenossen. Denn in einer Reisebeschreibung aus dem Jahre 1789 wird diese eigenwillige Gartenzier als „*Kinderey*“ abgetan, „...die sonst nirgends zu sehen sei.“⁹¹

Hinter dem Glasparterre befand sich das Sommerquartier für die Orangeriegewächse. Diese wurden in ihren Pflanzgefäßen auf steinerne Sockel gestellt. Ableger aus den fürstbischoflichen Orangeriebeständen waren bei Johann Prokop Mayer per Katalog käuflich zu erwerben, weshalb wir auch über die dort gezogenen Sorten gut im Bilde sind.

Während man in französischen Gärten der Zeit vielfach Rosenbosketts antreffen konnte, dachte sich Mayer für den Würzburger Garten eine Rosenterrasse aus. Die-

se wurde im Südgarten, zwischen dem großen Bassin und der Orangerie angeordnet. Zweistufig angelegt, über Rasentrepfen zu begehen, wurden die Rosenstöcke auf der oberen Terrasse von Rosenhecken umfriedet. Auch die mannigfachen Ausbiegungen und Einziehungen der Terrassenform sollten mit Rosen bepflanzt werden. Labyrinthartig angelegte Wege waren dazu gedacht, zu zwei einander gegenüberliegenden Rosenpavillons zu führen. Hier und auf den Steinbänken vor den Rosenhecken sollte man während der Blütezeit den betörenden Duft der Rosen genießen können. Gezogen wurden in Würzburg sämtliche vor der Einkreuzung der „Rosa sinensis“ in Europa kultivierten 23 Sorten nebst dreier Abarten.⁹²

Unter dem nachfolgenden Fürstbischof Franz Ludwig von Erthal musste Mayer seine hochfliegenden Pläne den Hofgarten betreffend zwar aufgeben, aber auch Erthal würdigte durchaus die Repräsentationsfunktion des Hofgartens. Als infolge des strengen Winters 1790/1791 der Hofgarten schwer in Mitleidenschaft gezogen worden war, setzte sich der Fürstbischof für eine Wiederherstellung des ursprünglichen Baumbestandes ein. Er begründete dies damit, dass es dem Hofgarten zur Zierde gereiche, wenn seltene Gehölze kultiviert würden, denn so könnten Fremde und Kenner der Materie sehen, dass man auch in Würzburg Geschmack und Verstand habe.⁹³

Über den Bestand an fremdländischen Gehölzen informiert ein im Jahre 1786 von Mayer herausgegebener Pflanzenkatalog, in dem alle in- und ausländischen Gewächse – Blumen, Stauden, Sträucher und Bäume – verzeichnet wurden, die sich damals im hochfürstlichen Hof- und Residenzgarten befanden und sowohl im Freien als auch in den dortigen Glas- und Treibhäusern gezogen wurden.⁹⁴ Diese wa-

ren im Gartenplan für die Boskettbereiche vorgesehen, etwa zwischen Ost- und Südostgarten, wo neben Taxus-Kolonnaden ein Boskett mit nordamerikanischen Gehölzen angelegt wurde. Der Südostgarten war dem Charakter nach eher ein Nutzgarten, wenngleich das Bemühen erkennbar ist, auch hier abwechslungsreiche Spazierwege anzulegen. Ferner gab es hier noch kleine Bosketts, die von den in Fächerform gezogenen Obstspalieren eingefasst waren. Bäumchen in Fächerform befanden sich auch auf den Fliegenden Rabatten, die die Spazierwege in Obstbaumalleen verwandelten.

Während in den drei genannten Gartenkompartimenten Vieles von den Planungen Mayers umgesetzt worden war, musste der ehrgeizige Südwestgarten Fiktion bleiben. In der Kleinteiligkeit der Bosketts und dem Abwechslungsreichtum der unterschiedlich geformten Plätze wäre dieser Gartenteil wohl mit dem Garten zu Veitshöchheim zu vergleichen gewesen.

Dr. Verena Friedrich M.A. studierte Kunstgeschichte, christliche Archäologie an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen und wurde an der Julius-Maximilians-Universität Würzburg im Fach Kunstgeschichte promoviert. Danach wurde sie Mitarbeiterin am DFG-Forschungsprojekt „Genese der Würzburger Residenz“ und kurierte im Auftrag der Universitätsbibliothek Würzburg die Ausstellung „Pomona Franconica. Früchte für den Fürstbischof“. Seit 2007 ist sie wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Kunstgeschichte der Universität Würzburg. Ihre Anschrift lautet: Friedrich-Ebert-Straße 201 a, 90766 Fürth, E-Mail: verena.friedrich@uni-wuerzburg.de.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. Werner, Ferdinand: Der Hofgarten in Veits-höchheim. Worms 1998, S. 59.
- 2 Die Verfasserin ist sich bewusst, dass im Rahmen dieses Aufsatzes nur einige Aspekte der barocken Gartenkunst in den fränkischen Landen ange-sprochen werden können. Die Auswahl be-schränkt sich im Wesentlichen auf die großen herrschaftlichen Gärten, und auch hier mussten Ausführungen zu barocken Umgestaltungen un-berücksichtigt bleiben.
- 3 Florinus, Franciscus Philippus: Oeconomus Pruden-s et Legalis Continuatus, oder Grosser Her-ren Stands- und Adelicher Haus-Vatter. Drittes Buch: Von den Pracht- und Lust-Gärten. Nürn-berg–Frankfurt–Leipzig 1719, S. 898.
- 4 Ebd.
- 5 Ebd., S. 900.
- 6 Staatsarchiv Würzburg [StAWü], Hofkammer-protokolle 1751, fol. 255r–257v: „... es seye eine kündige sache, was massen diejenige garten an-richtungen welche fürsten und andere grosse herren belieben, so wohl zum splendeur deren residenzien als vornemlich zur gemüths ergötzung undt zum vergnügten aufenthalt jederzeit abgesehen seynd ...“.
- 7 Quintinie, Jean-Baptiste de la: Instruction pour les jardins fruitiers et potagers, avec un Traité des orangers, suivy de Quelques réflexions sur l'agriculture. Paris 1690. Das Buch erschien erst zwei Jahre nach dem Tode La Quintinies und war vom Verfasser dem König gewidmet worden. Siehe: <http://gallica.bnf.fr/ark:/12148/bpt6k619796/f2.image> (Zugriff 11.01.15).
- 8 Mayer, Johann Prokop: Pomona Franconica. Bd I, pag. XLII, Anm. C.
- 9 Dort war 1650 von Bruder Alexis eine Baum-schule gegründet worden, die von den Brüdern François und Philippe zu großem internationalen Ruhm gelangte. So empfahl Lothar Franz von Schönborn seinem Neffen einen Gärtnergesellen zur Fortbildung in die Obhut des Kartäuserbruders Philippe zu geben: „.... dann dieser hatt in ganz Paris die reputation, die obst baümb zum allerbesten zu verstehen, sie zu ziehen, undt zu schneiden, wie mir dann der inspecteur zu Versailles vor einigen jahren selbsten geschrieben, das wann ich obst baumb auf künfig verlangen sollte, ich mich abn diesen frere Philipp als der die besten baümb und beste obst in ganz Paris hatte, adressiren sollte ...“. (StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, fasz. 28, fol. 180v; Quellen I/2, Nr. 1526).
- 10 Vgl. La Chartreuse de Paris. Ausst. Kat. Musée Carnavalet. Paris 1987, Kat. Nr. 42, S. 42. Ver-zeichniß der vornehmsten, raresten, und be-liebtesten Fruchtbäume, welche in den Baum-gärten der wohlwürdigen Pater Kartheuser zu Paris gezogen werden ... Wien 1774. Auch am markgräflichen Hof zu Ansbach war diese Bezugsquelle bekannt. Obristbaudirektor Karl Friedrich von Zocha bat im Oktober 1728 den in Paris weilenden Assessor Ernst Ludwig Carl um die Zusendung des Katalogs der Chartreuse über Sämereien und Obstbäume. Vgl. hierzu: Ankele, Ulrike: Der Ansbacher Hofgarten im 18. Jahrhundert (= Mittelfränkische Studien, Bd. 8). Ansbach 1990, S. 34 u. S.103.
- 11 Vgl. hierzu: Roubo, M.: L'Art du Treillageur ou Menuiserie des Jardins. o.O. 1775 (=Roubo, A.-J.: Description des Arts et Métiers. L'Art des Menuisiers. Teil 4). Nachdruck Nancy 2005.
- 12 Universitätsbibliothek [UB] Würzburg, Delin. III, fol. 148v. Vgl. Hotz, Joachim: Das „Skizzenbuch Balthasar Neumanns“. Studien zur Arbeitsweise des Würzburger Meisters und zur Dekorationskunst im 18. Jahrhundert. Teil 1, S. 134, Teil 2, S. 119.
- 13 Volkamer, Johann Christoph: Nürbergisches Hesperides oder gründliche Beschreibung der edlen Citronat, Citronen - und Pomeranzen - Früchte, ... Nürnberg 1708/1714.
- 14 Einen immer noch eindrucksvollen Abglanz dieser patrizisch-bürgerlichen Gartenkultur Nürbergs kann man beim Besuch der sog. „Hesperidengärten“ im Stadtteil St. Johannis auf sich wirken lassen.
- 15 Siehe hierzu: Ohm, Barbara: Fürther Garten-kultur im 18. und 19. Jahrhundert, in: Fürther Geschichtsblätter 4 (2013), S. 119–151, bes. S. 130ff.
- 16 Unveröffentlichte Chronik von Andreas Gruber, zitiert nach Ohm: Fürther Gartenkultur (wie Anm. 15), S. 132.
- 17 Ebd.
- 18 Zitiert nach: Lohmeyer, Karl: Schönbornschlösser. Die Stichwerke Salomon Kleiners – Favorita ob Mainz, Weissenstein ob Pommersfelden und Gaibach in Franken – aufs Neue herausgegeben und mit einer Einleitung und der Lebensge-schichte Maximilian von Welschs. Heidelberg 1927, S. 7.
- 19 Ebd. Der Garten des Herrn Christoph Führer ist auch in den Volkamerschen Hesperiden ab-gebildet.
- 20 Staatsarchiv Bamberg [StABa], C 60 Nr. 4753 fol. 32–37. „Beschreibung Welchergestalt die her-

- nachstehende Hochfürstl. Schloß- und Lust-Gärten und Orangerien dermahlen beschaffen, usu fruaret und jährlich unterhalten werden?“* Vgl. die Transskription bei: Habermann, Sylvia: Bayreuther Gartenkunst. Die Gärten der Markgrafen von Brandenburg-Culmbach im 17. und 18. Jahrhundert. Worms 1982, S. 195–198. Die Beschreibung befindet sich im Zusammenhang mit Dokumenten zum Hofgarten in Christian-Erlang.
- 21 Georg Wolff jun. war von 1721–1768 Hofgärtner in Erlangen. Schon sein Vater, Georg Wolff sen. hatte den Erlanger Hofgarten betreut. Seine guten Kenntnisse verdankte der markgräflich-bayreuthische Hofgärtner zu Christian-Erlang, Georg Wolff jun. nicht zuletzt seinem von 1724–1729 als Hofgärtner in markgräflich-anabachischen Diensten stehenden Verwandten, Johann Wolff (vgl. Frenzel, Ursula: Beiträge zur Geschichte der barocken Schloss- und Gartenanlagen des Bayreuther Hofes. Diss. Erlangen 1958, S. 31f.; Habermann: Bayreuther Gartenkunst [wie Anm. 20], S. 7).
- 22 Hier ausgehend vom Nürnberger Schuh 30,397 cm, also ca. 2,10 m hoch.
- 23 Wimmer, Clemens Alexander: Lustwald, Beet und Rosenhügel. Geschichte der Pflanzenverwendung in der Gartenkunst. Weimar 2014, S. 72.
- 24 Eichhorn, Ernst: Die markgräfliche Sommerresidenz Triesdorf, in: Triesdorfer Heft „Null-Nummer“, 198; <http://www.freundetriesdorf.de/markgraefliche-sommerresidenz-triesdorf.html> (Aufruf 24.03.15).
- 25 Ein Plan aus der Zeit um 1730 gibt allerdings eine viel prächtigere Anlage wieder. Vgl. hierzu die Abbildung bei: Veh, Otto: Zur Geschichte des Schlosses von Unterschwaningen, in: 92. Jahrbuch des Historischen Vereins für Mittelfranken 1984/85, S. 143–175.
- 26 Vgl.: Des Herrn von Blainville Reisebeschreibung durch Holland, Oberdeutschland und die Schweiz, vor allem aber durch Italien. Lemgo 1764. Bd. 1, S. 196ff.
- 27 Vgl. zu den Gärten des Lothar Franz von Schönborn grundlegend: Wenzel, Werner: Die Gärten des Lothar Franz von Schönborn (1655–1729) (= Frankfurter Forschungen zur Architekturgeschichte 3). Berlin 1970. Zur Einschätzung des Gaibacher Gartens, s. S. 72; siehe ferner: Schönborn, Adelheid Gräfin: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser, in: Die Grafen von Schönborn, Kirchenfürsten, Sammler, Mäzene. Ausst. Kat. Nürnberg 1989, S. 91–103, bes. S. 92f.
- 28 Aus dem Jahre 1697 stammt das von Würzburger Studenten als „*Poema de Horto Geubacensi*“ betitelte Gedicht, das in 398 Verszeilen die Gaibacher Anlage als „*Ruhm der Gärten und blühende Zierde des Frankenlandes*“ preist. Vgl. Freeden Max H. von [Bearb.]: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluss des Hauses Schönborn I/2. Würzburg 1955, Nr. 1541 = 24a (S. 1145–1152); Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 32–45.
- 29 Das Gedicht von 1712 besaß immerhin noch 128 Verse (vgl. Quellen I/2, Nr. 1590 = 288b, S. 1181ff.; Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 59–61).
- 30 Hantsch, Hugo/ Scherf, Andreas [Bearb.]: Quellen zur Geschichte des Barocks in Franken unter dem Einfluss des Hauses Schönborn I/1. Augsburg 1931, Nr. 219. Brief des Reichsvizekanzlers Friedrich Carl von Schönborn an seinen Onkel, Lothar Franz vom 29. Oktober 1710.
- 31 Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), Quellenanhang Nr. 144, S. 172.
- 32 Siehe den Eintrag in den Gaibacher Amtsrechnungen: „*7 fl. 2 pfld. 7 d. einen potten von Aschaffenburg welcher 119 auriculen pflantzen überbracht vor 12 meyl iede mit 12 xr zahlt den 20. May 1705*“ (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], Quellenanhang Nr. 589, S. 206).
- 33 Siehe zur Bedeutung der Aurikelpflanzen: Wachsmuth, Brigitte: Die Aurikel. Geschichte und Kultur einer alten Gartenpflanze. Hamburg 2004.
- 34 Siehe hierzu beispielsweise: Dezallier d’Argenville, Antoine Joseph: La Théorie et la pratique du jardinage. Paris 1709, S. 20.
- 35 Vgl. hierzu die Gärten von Honselaarsdijk und Berckenrode (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 75–80).
- 36 Unter einem Boulingrin (v. engl. Bowlinggreen) versteht man eine an allen Seiten eingetieft angelegte Fläche.
- 37 Vgl. ovale Wasserbecken in den Gärten von Heemstede oder Zeist (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 75).
- 38 Sorgvliet war 1651 von Constantijn Huygens und Jacob Cats in der Nähe von Den Haag angelegt worden. Der Garten von Sorgvliet war weithin berühmt, nicht zuletzt wegen seiner modernen Orangerie, der ersten über halbkreisförmigem Grundriss. Eine Kupferstichfolge über Sorgvliet erschien 1690. Wie Werner Wenzel feststellen konnte, dürfte die Orangerie von Sorgvliet den Bau der Gaibacher Anlage

- entscheidend beeinflusst haben. Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 77ff.
- 39 Zu hemizyklischen Orangeriegebäuden vgl. grundlegend: Paulus, Helmut-Eberhard: Orangerie und Teatro. Ein Beitrag zur Architektur des Barock, in: *Ars Bavaria* 31/32 (1983), S. 77–88.
- 40 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenzarchiv Johann Philipp Franz, Nr. 419; Korr. mit Johann Philipp von Stadion, Großhofmeister zu Mainz.
- 41 Für die Bestückung mit Orangeriegewächsen lieferte im August 1706 ein „onoltzbacher“ Gärtner „Pommerantzen baumb“ nach Gaibach (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 50 u. S. 210).
- 42 Fülck, Johann David: Neue Garten Lust, oder Völliges Ornament: So bey anlegung Neuer Lust- und Blumen- als auch Küch- und Baum Gärten, höchst nöthig und dienlich ... Augsburg [ca. 1720].
- 43 Vgl. zu den gartenkünstlerischen Aktivitäten des Rudolf Franz Erwein von Schönborn: Domarus, Max: Rudolf Franz Erwein v. Schönborn 1677–1754. Graf und Herr zu Wiesenthied. Mensch, Künstler, Staatsmann. Wiesenthied 1954, S. 141–213; Schönborn: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser (wie Anm. 27), hier S. 100ff.
- 44 Plan von J. Le Seurre, abgebildet bei: Schönborn: Gartenanlagen der Schönborn-Schlösser (wie Anm. 27), S. 101 (Kupferstich, gesamt). Bei Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 191 (Zeichnung, südlicher Teil).
- 45 StAWü, Schönbornarchiv, Karten und Pläne KI/41. Kopie des Planes von Johann Prokop Mayer durch den Bauinspektor Ludwig Marchner, 1920.
- 46 Diese Asymmetrie hat Fülck in seinem Buch nicht wiedergegeben.
- 47 Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181–184.
- 48 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, Fasc. 31d (Quellen I/2, Nr. 796).
- 49 Zitiert nach: Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181. Bei den in der Aufzählung genannten Pflanzen handelt es sich um Zwerggehölze von Zitruspflanzen, dazu Malven, Ziermohn, Nelken, Jasmin, Levkojen und Gartennelken.
- 50 Wimmer: Lustwald (wie Anm. 23), S. 68.
- 51 Ebd., S. 72.
- 52 Zitiert nach Domarus: Rudolf Franz Erwein (wie Anm. 43), S. 181.
- 53 Vgl. ebd., S. 193.
- 54 Vgl. hierzu den Plan Balthasar Neumanns aus dem Jahre 1729 (Wien, Albertina), abgebildet bei: Hasekamp, Uta: Die Gartenplanungen Balthasar Neumanns. Zwischen barocker Tradition und neuem Naturverständnis, in: Die Gartenkunst, 4. Jg. (1992) Heft 1, S. 139–155, bes. S. 144ff.
- 55 Vgl. zu Schloss Werneck ausführlich Schneider, Erich: Die ehemalige Sommerresidenz der Fürstbischöfe von Würzburg in Werneck. Neustadt/Aisch, 2003.
- 56 Siehe hierzu: Paulus, Helmut-Eberhard: Die Schönbornschlösser in Göllersdorf und Werneck. Ein Beitrag zur süddeutschen Schloß- und Gartenarchitektur des 18. Jahrhunderts (= Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstsprachwissenschaft, Bd. 69). Nürnberg 1982, S. 107f.
- 57 Vgl. Brief Balthasar Neumanns an Friedrich Carl von Schönborn vom 17. Mai 1733; StAWü, Bausachen 355/I, fol. 249; Schneider: Werneck (wie Anm. 55), Q 84, S. 249.
- 58 Neumann berichtete dem Fürstbischof, dass die Salweiden (Kätzchenweiden), Kirschen, Erlen, Birken und Espen – also Zitterpappeln – am besten gediehen. Vgl. den Brief Neumanns an Friedrich Carl von Schönborn vom 30. September 1736 (Lohmeyer, Karl: Die Briefe Balthasar Neumanns an Friedrich Karl von Schönborn. Saarbrücken 1921, S. 77f.; Schneider: Werneck [wie Anm. 55], Q 197, S. 286). Siehe auch: Schneider, Erich: Der Fasanengarten bei Schloß Werneck – Ein Beitrag zu seiner Entstehungsgeschichte, in: Jagdschlösser Balthasar Neumanns in den Schönbornlanden (= Arbeitsheft 68 des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege). München 1994, S. 124.
- 59 Überliefert ist dieser Garten durch mehrere Kupferstiche, darunter Darstellungen des Nürnberger Stechers und Verlegers Johann Baptist Hohmann.
- 60 Nur die Orangerie wurde in dieser Form ausgeführt.
- 61 Zur Geschichte des Ansbacher Hofgartens siehe grundlegend: Ankele: Ansbacher Hofgarten (wie Anm. 10).
- 62 Vgl. zur späteren Umgestaltung dieses Bereichs: Wimmer, Clemens Alexander: Die Bedeutung Simon Godeaus für die deutsche Gartenkunst, in: Sophie Charlotte und ihr Schloß. Ein Musterhof des Barock in Brandenburg-Preußen. Ausst. Berlin 1999. München–London–New York 1999, S. 130–140, bes. S. 138f.

- 63 StAWü, Schönbornarchiv, Korrespondenz Friedrich Carl, Fasc. 20, Bl. 114 (Quellen I/2, Nr. 584).
- 64 Brief vom 8. Mai 1721. Vgl.: Elisabeth Charlotte, Herzogin von Orléans: Briefe aus den Jahren 1676–1722. Bd. 6. 1721–1722. Hildesheim 1988, Nr. 1226, S. 108.
- 65 Vgl. Habermann: Bayreuther Gartenkunst (wie Anm. 20), S. 177.
- 66 Paul, Jean: „Siebenkäs“, zitiert nach Baier, Hans: Fränkische Gärten der Vergangenheit, in: Bayerland 74 (1972), Nr. 9, S. 1 – 26.
- 67 Zitiert nach Baier: Fränkische Gärten (wie Anm. 66).
- 68 Die Eremitage zu Sanspareil. Nach der Natur gezeichnet und beschrieben von Johann Gottfried Köppel. Kais. Landgerichts-Registrar zu Anspach. Erlangen. Verlegt von Wolfgang Walther. 1793.
- 69 Vgl. Habermann: Bayreuther Gartenkunst (wie Anm. 20), S. 14–28.
- 70 Ebd., S. 14.
- 71 Hoog, Simone [Ed.]. Louis XIV, Manière de montrer les Jardins de Versailles. Paris 1982.
- 72 Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), Nr. 563: „.... 24 fl. vor einem erkaufften scheuberochsen, den 27. April 1704.“ – Nr. 588: „.... 27 fl. u. 21 fl. für je einen neuen Scheubenochsen, da der erste infolge Schwindels untauglich war.“
- 73 StAWü, Gaibacher Amtsrechnungen 118, fol. 64 (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 113, Nr. 677).
- 74 Vgl. Ohm: Fürther Gartenkultur (wie Anm. 15), S. 132.
- 75 Der Ingenieur Salomon de Caus hatte um 1600 derartige mechanische Spielereien für den Garten des Heidelberger Schlosses konzipiert. Stiftung Schloss und Park Benrath [Hrsg.]: Wunder und Wissenschaft. Salomon de Caus und die Automatenkunst in Gärten um 1600. Düsseldorf 2008.
- 76 Vgl. hierzu: Petzet, Michael/ Bauer, Emil: Schloss Seehof. Sommerresidenz der Bamberger Fürstbischöfe. Bamberg 1995, S. 19–22.
- 77 Vgl. hierzu ausführlich: Grawe, Klaus: Die Kaskade von Schloss Seehof in Memmelsdorf und ihre aufwendige Wasserleitung, in: Bauer, Albert u.a.: Wasser im Barock (= Geschichte der Wasserversorgung, Bd. 6, hrsg. Frontinvs-Gesellschaft e.V.). Mainz 2004, S. 134–147.
- 78 Vgl. Wiemer, Wolfgang: Die Gärten der Abtei Ebrach. Berlin 1999.
- 79 Furtenbach, Joseph: Architectura civilis. 1626 (Faksimile Hildesheim–New York 1971); Wim-
mer, Clemens Alexander: Geschichte der Gartentheorie. Darmstadt 1989, S. 98–101.
- 80 Aviler, Augustin-Charles d': Cours d'Architecture. Paris 1691. Dt. Übersetzung von Leonhard Christoph Sturm, Amsterdam 1699, Augsburg 1725, 1747, 1759 und 1777. Zitiert nach Wimmer: Gartentheorie (wie Anm. 79), S. 121.
- 81 Zitiert nach: Kreisel, Heinrich: Der Rokokogarten zu Veitshöchheim. München 2. Aufl. 1964, S. 50.
- 82 Auf Befehl des Fürstbischofs Franz Ludwig von Erthal wurden die meisten der mehr als 400 für Schloss Seehof geschaffenen Statuen entfernt und deponiert (vgl. Schelter, Alfred/ Petzet, Michael. Schloss und Park Seehof. München 2. Aufl. 2011, S. 15).
- 83 Vgl. Wenzel: Gärten (wie Anm. 27), S. 178 Nr. 230: „1 fl. 3 kr. 11 d. dem Hüttenmaister zu schlaichach für einen großen Wagen voll Glasstein, so auch zur Grotten kommen...“
- 84 Vgl. zu Leben und Werk Johann Prokop Mayers: Pomona Franconica. Früchte für den Fürstbischof. Ausst. Kat. Würzburg 2007.
- 85 Wie sehr ihm diese Anlagen am Herzen lagen, geht aus der Tatsache hervor, dass er einen Fonds von 100.000 Gulden einrichtete, aus dessen Vermögen nach seinem Ableben der Unterhalt des Gartens zu Seehof bestritten werden sollte (vgl.: Schelter/Petzet: Seehof [wie Anm. 82], S. 23).
- 86 Vgl. Kummer, Stefan: Johann Prokop Mayers Planungen für den Würzburger Hofgarten, in: Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 227–236.
- 87 Mayer, Johann Prokop: Pomona Franconica. Bd. I. Nürnberg 1776, pag. LXVIII.
- 88 Ebd. Bd. I, pag. LXIX.
- 89 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 242–244.
- 90 Die in den Gaibacher Amtsrechnungen von 1691 erwähnten „.... 28 paar gläßerne gemachte Kugeln, so auch zur grotten kommen ...“ (Wenzel: Gärten [wie Anm. 27], S. 178, Nr. 230a) dürften am oder im Grottenbau selbst verwendet worden sein.
- 91 Röder, Philipp Ludwig Hermann: Reisen durch das südliche Deutschland. Erster Band. Leipzig–Klagenfurt 1789, S. 5.
- 92 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 185f.
- 93 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 27.
- 94 Vgl. Pomona Franconica (wie Anm. 84), S. 181–184.

Joachim G. Raftopoulo

Der Würzburger Ringpark – eine öffentliche Grünanlage im Spiegel gartenbaulicher Trends

Der knapp 30 ha große Ringpark ist abgesehen vom Hofgarten die bedeutendste Grünanlage Würzburgs. Neben den mehr als 400 Gehölzarten und -kulturformen ist die Anlage parkhistorisch besonders bemerkenswert, da sich in ihr Elemente des englischen Landschaftsgartens und Module des französischen Wandelgartens vereinen. Maßgeblich geprägt wurde die Anlage von dem schwedischen Gartenbaumeister Jens P. Lindahl. Gartenbauliche Trends, wie die Alleenphase, die Amerikaphase, die asiatische Sammlung mit vielen Sieboldpflanzen und die moderne Sachlichkeit der 1960er und 1970er Jahre, spiegeln sich bis heute in der denkmalgeschützten Anlage exemplarisch wider.

re 1804 wurde schließlich im Rahmen einer Schenkung der Bayerischen Staatsregierung eine doppelreihige Pappelallee entlang des Glacis-Außenrandes gepflanzt, welche gemeinhin als Keimzelle der Würzburger Ringparkanlagen angesehen wird. Glacis ist ein wehrtechnischer Ausdruck, der ursprünglich das freie Schussfeld vor Geschütztürmen und Bastionen, später den gesamten Freiraum vor Wehranlagen bezeichnete. Ab 1814 begann die allmähliche Begrünung in diesem Bereich.

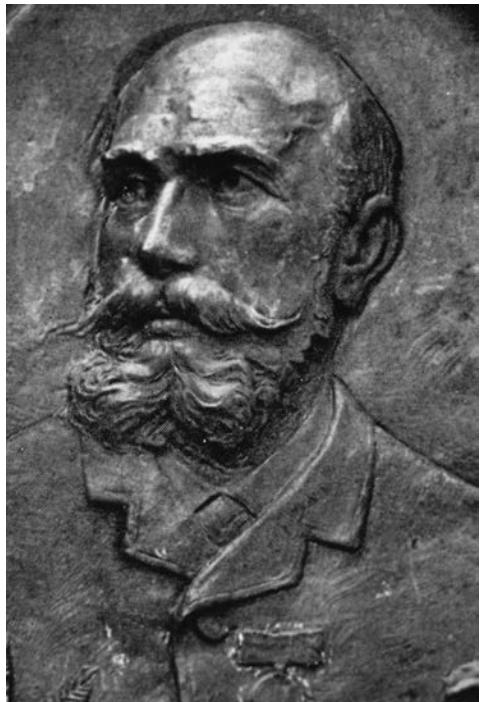


Abb. 1: Jens Person Lindahl (1843–1887). Bronzerelief am Felsenbrunnen, Sanderglacis (Photo: J. Raftopoulo).

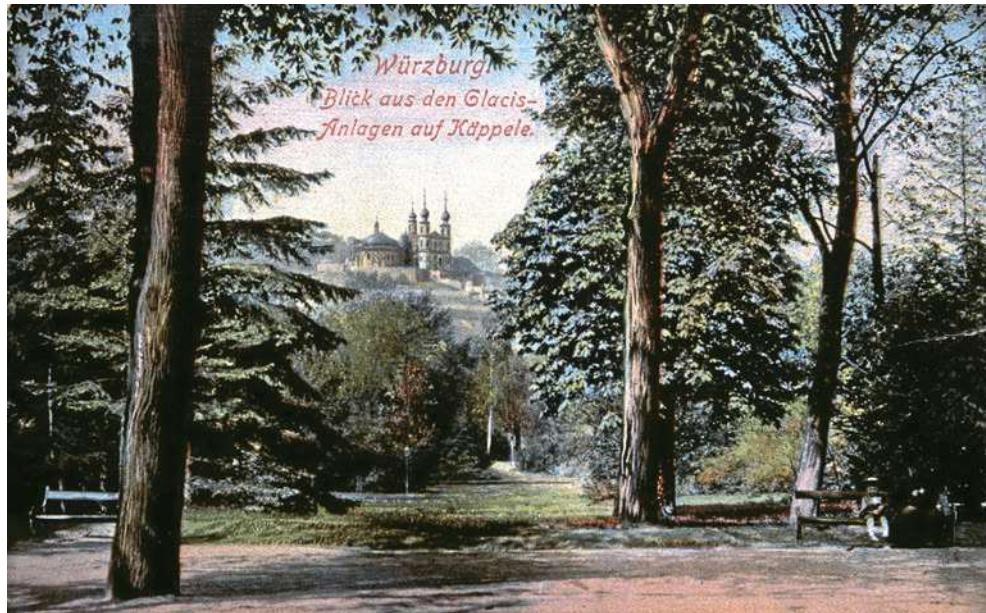


Abb. 2: Historische Blickachse zum Käppler (Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).

Alleenphase

Ein Stahlstich von Witthöft aus dem Jahre 1850 zeigt die aus Italienischen Schwarzpappeln (*Populus nigra* cv. *Italica*), auch Pyramidenpappeln genannt oder in Franken als Zigarrenpappeln bezeichnet, bestehende Allee. Diese Auslese wurde seit Anfang des 18. Jahrhunderts verstärkt als Alleebaum angepflanzt, wobei pyramidenförmig wachsende Varietäten der Europäischen Schwarzpappel schon im Altertum in Hainen gepflanzt wurden.

In der sogenannten Alleenphase der Landschaftspark wurden peripherie und zentrale Alleen als Elemente barocker Gartenstile integriert, wobei neben den Lindenarten insbesondere die Gewöhnliche Platane (*Platanus x hispanica*), Spitz- und Bergahorn, Eschenarten, die Gewöhnliche Rosskastanie und Eichen-Arten eine besondere Rolle spielten.

Entwicklung des Ringparks

Ende des 18. Jahrhunderts hatte das Bürgertum in Deutschland begonnen, gegen das Vorrecht des adeligen Gartengenusses zu opponieren. Der damals proklamierte „Volksgarten“ sollte den Städtern „Bewegung, Genuss der freien Luft, Erholung von Geschäften und gesellige Unterhaltung“ bieten.¹ Einige Zeit nach der Pflanzung der Allee am Rande der Wehranlagen, sandte der damalige Regierungspräsident Friedrich Wilhelm Freiherr von Asbeck (1817–1825) einen für diese Ära revolutionären Plan zur Umwandlung des zu jener Zeit als Weideplatz und zum Ackerbau genutzten Glacis in öffentliche Grünanlagen mit Spazierwegen an das Königliche Staatsministerium für Finanzen.

Nachdem er dort Zustimmung gefunden hatte, konnten erste Arbeiten am Rennweger Tor beginnen, wobei die Pläne



Abb. 3: Die barocke Herkules-Gruppe von Wolfgang und Lukas van der Auvera im Jahr 1894
(Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).

jedoch vom Militär überarbeitet werden mussten, da Würzburg zu jener Zeit als wichtiger militärischer Brückenkopf galt. Später übernahm Dr. Hoffmann von der Landwirtschaftsschule die technische Aufsicht, so dass die Arbeiten 1843 zu einem vorläufigen Abschluss gebracht werden konnten.

Mit dem Wegfall des Befestigungszwanges im Jahre 1856 wandelten sich die frühere Gleichgültigkeit der Würzburger. So ergriffen sie nunmehr die Initiative: der Magistrat kaufte 1868 das Glacis vom Freistaat.

Die Aufhebung der Festungseigenschaft brachte auch große Veränderungen für das gesamte Stadtbild mit sich. Besonders dem Weitblick des Bürgermeisters Dr. Georg von Zürn (1834–1884) verdankt es Würzburg, dass eine Freigabe des Glacis

zur Bebauung nicht erfolgte. Vielmehr schlug Dr. von Zürn die Anlage eines modernen Ringparks vor und stellte den Plan einer Ringstraße ohne Verlust von Grünflächen auf.

Bei der Besetzung des neu geschaffenen Amtes eines Stadtgärtner entschied sich der Magistrat in einer geheimen Nachtsitzung am 16. März 1880 für den Schweden Jens Person Lindahl. Dieser geniale Gartenkünstler war als Vertreter seiner Zeit vom englischen Landschaftsgarten geprägt und hatte große Pläne mit dem Glacis, welches er zu einem neuzeitlichen Stadtpark umbauen wollte.

Er bekam allerdings gleich zu Anfang der Zeit seines Wirkens die Auflage, den bisherigen „Volksgartencharakter“ der Grünflächen nicht zu verändern, was ihn sehr einschränkte. Schon bald wurden

Stimmen laut, er beseitige zu viel Buschwerk und verändere dadurch den Stil der Anlage. Ihm ging es hierbei um die Schaffung von Blickachsen und typischen Modulen des Landschaftsparks.

Die Proteste verstärkten sich, als Lindahl unterirdische Felsen entfernen ließ und umfangreiche Erdverschiebungen vornahm, um einen besseren Baumwuchs zu sichern. Trotzdem war seine Stellung unangefochten, da er bei der internationalen Gartenbauausstellung in St. Petersburg für sein Würzburger Projekt die Goldmedaille erhalten hatte; weitere Auszeichnungen sollten folgen. Zudem fand er Rückendeckung bei Bürgermeister von Zürn, die jedoch nach dessen Tod im Jahre 1884 ausfiel. In tiefer Resignation, den steten Anfeindungen nicht mehr gewachsen, setzte Lindahl am 22. November 1887 in den Glacisanlagen am Sanderring

seinem Leben ein Ende. Im Jahre 1901 wurde er von den Würzburgern mit einem Bronzerelief am Felsbrunnen im Sander-glacis geehrt.

Obwohl wesentliche Teile der Umgestaltung 1896 abgeschlossen waren, so vollendete sein Nachfolger Engelbert Sturm erst im Jahre 1900 die Arbeiten im Kernstück „Klein-Nizza“. Im Laufe der Zeit erhielten die Würzburger Ringparkanlagen auch ihre bildkünstlerische Ausstattung in Form von Brunnen, Gedenksteinen und Plastiken. So schenkte im Jahre 1821 die Bayerische Schlösserverwaltung der Stadt Würzburg die von Wolfgang und Lukas van der Auvera geschaffene Figurengruppe „Herakles und Antaios“, die Jahre später im Ringpark aufgestellt wurde. Heute steht ihr kriegsbeschädigter Torso im Lapidarium in der Orangerie des Würzburger Hofgartens.



Abb. 4: „Klein-Nizza“

(Historisches Postkartenmotiv, Archiv Dr. Lusin).



Abb. 5: Gewöhnliche Sumpfzypresse (*Taxodium distichum*)
(Photo: J. Raftopoulos sen.).

Knapp hundert Jahre hatte es gedauert, bis Würzburg seine Ringparkanlagen, die zu den schönsten Deutschlands zählen, fertiggestellt hatte. Ohne Zweifel prägte Jens P. Lindahl dieses Gartenkunstwerk maßgeblich, das auch heute noch, nach mehr als hundert Jahren, einen Erholungs- und Erlebnisraum ersten Ranges für die Bewohner Würzburgs darstellt.

Klassisches Element des Würzburger Ringparks ist das als „Klein-Nizza“ bezeichnete Ensemble. Dieser gartenbauliche Begriff definiert eine Partie, die als typische Module einen Wassergarten, Rabatten mit exotischen Pflanzen und Volieren zur Tierschau enthält. Der Gewässerrand war mit Feuchtrabatten englischer und mediterraner Prägung sowie Solitärgehölzen besetzt.

Amerika-Phase und europäische Elemente

Die ungefähr aus dem Jahre 1896 stammende Gewöhnliche Sumpfzypresse (*Taxodium distichum*) gehört zum Urbestand des Ringparks und dominiert als Vertreter der ‚Amerika-Phase‘ im englischen Landschaftspark die Teichanlage. Sie kommt ursprünglich aus den Gezeitensümpfen Nordamerikas von Delaware bis Texas und wirft ihr Laub im Herbst ab.

Ein klassisches Beispiel für eine Pendelbepflanzung zur Blickpunkt-Inszenierung findet sich noch heute am Teich des „Klein-Nizza“ mit der Trauerweide (*Salix alba* var. *tristis*) und den Barry-Fichten Typ *Pyramidalis*, einer heute sehr seltenen Fichte mit hohem Wasserbedarf, die vor allem in englischen und russischen Landschaftsparks Verwendung fand.

Wurde der Blick anfangs über die langsamwüchsigen Fichten zum Bischofswappen Johann Philipp von Schönborns (Claude Curé, 1742) am Felsenbrunnen geleitet, so sollte sich nach dem Aufwachsen und dem Abgang der schnellwüchsigen und auf Muschelkalk kurzlebigen Trauerweide eine neue Blickbeziehung zum Hauptweg öffnen. Wachstum und zukünftige Blickbeziehungen wurden von den Planern früher einkalkuliert. Leider wurde dieses Pendelbild am Teich im Klein-Nizza aufgrund permanenter Gehölznachpflanzungen durch das Gartenamt in früheren Zeiten wohl aus Unkenntnis außer Funktion gesetzt und teilweise zerstört. Bei der anstehenden Teichsanierung soll die ursprünglich von den Planern beabsichtigte Wirkung erhalten bleiben.

Bedauerlicherweise wurden im Laufe der Zeit auch viele offene Wiesen und Blickachsen im Ringpark zugepflanzt. Insbesondere in den siebziger und achtziger

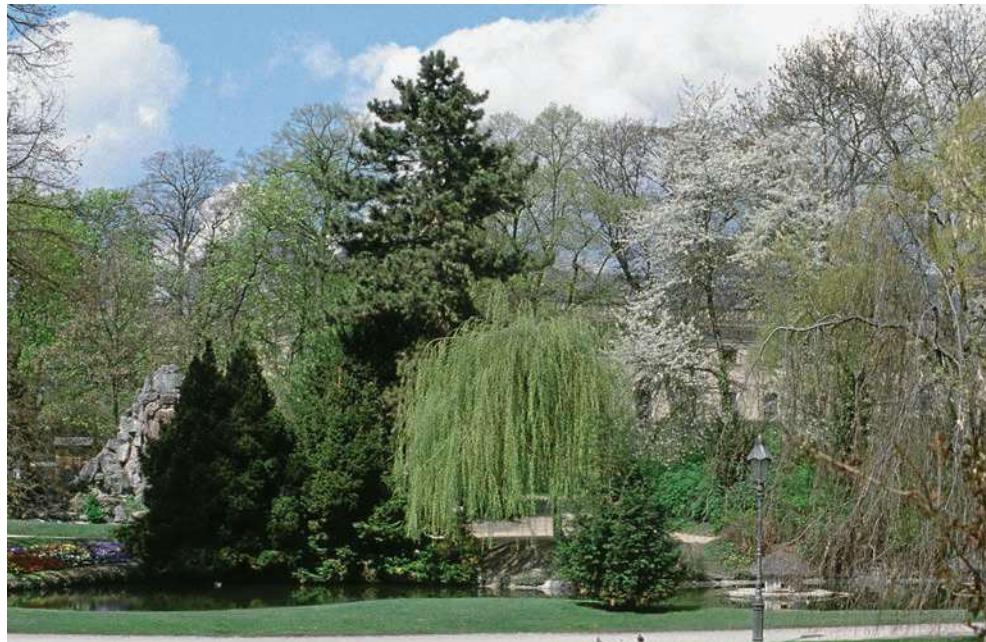


Abb. 6: „Klein-Nizza“: Teichrand mit Trauerweide und Barry-Fichten (Photo: J. Raftopoulo sen.).

Jahren galt die Devise „*man pflanze für jeden abgängigen Baum aus ökologischen Gründen drei nach*“.

In vielen Landschaftsparks, bevorzugt unter Rotbuchen, finden sich Scillen-Wiesen mit Blaustern-Arten (*Scilla bifolia* und *Scilla siberica*). Dies bietet im Frühjahr ein unwiderstehliches Bild am Rennweg.

In den großen Landschaftsparks werden rotlaubige Sorten unserer Rotbuche als Solitär oder zur Kontrastbepflanzung eingesetzt. Ebenso wie Stieleiche, Gewöhnliche Esche, Bergahorn und Spitzahorn zählen sie zu den prägenden europäischen Baumarten des klassischen Landschaftsparks.

Neben der Atlaszeder (*Cedrus atlantica*) hat bei uns besonders die Europäische Lärche (*Larix decidua*) als Element sogenannter alpiner Partien im Landschaftspark eine erhebliche Bedeutung. Im Würzburger

Ringpark finden sich ebenfalls einige sehr alte Exemplare.

Als Kulissengrün und im Bereich von Wegkreuzungen als Sichtfänger wurde die Gewöhnliche Eibe (*Taxus baccata*) traditionell im Landschaftspark ungeschnitten sehr gerne verwendet. Zudem kam sie als Solitärgehölz in Schattenpartien zum Einsatz. Wegen ihrer vermeintlich großen Gefährlichkeit für Kinder aufgrund des Taxins wurde sie v.a. in den siebziger und achtziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts in öffentlichen Anlagen in Deutschland stark reduziert – trotz ihrer hohen ökologischen Bedeutung. In Großbritannien, Frankreich und Skandinavien hat dieses wunderbare Gehölz bis zum heutigen Tag einen hohen Stellenwert auch als Hausbaum inne.

Die gefüllt blühende Vogelkirsche (*Prunus avium* cv. *Plena*) ist eine Zierform



Abb. 7: Rote Roßkastanie (*Aesculus x carnea*)
(Photo: Paul Friedel).

unserer wild in den Wäldern wachsenden Vogelkirsche und nah mit der Süßkirsche verwandt. Sie gilt als bedeutendste mitteleuropäische Zierkirsche und wurde schon in der Barockzeit in Parks eingesetzt, gewann aber insbesondere während der Phase der Landschaftsparks englischer Prägung an Bedeutung.

Ab 1880 wurde neben der Gewöhnlichen Roßkastanie als Allee- und Solitärgehölz in Landschaftsparks verstärkt die 1822 durch Kreuzung der Gewöhnlichen Roßkastanie (*Aesculus hippocastanum*) mit der Echten oder Roten Pavie (*Aesculus pavia*) aus Nordamerika entstandene Rote Roßkastanie (*Aesculus x carnea*) angepflanzt – so auch in Würzburg. Als eine der ersten Holzpflanzen gelangte 1539 der Abendländische Lebensbaum (*Thuja occidentalis*) nach Europa. In den darauf folgenden 200 Jahren nahmen zahlreiche Baumarten Nordamerikas feste Plätze bei den Planungen der Gartenbaukünstler ein.

Beispielhaft für den Würzburger Ringpark seien hier zwei Arten genannt, die beide 1753 erstmals wissenschaftlich korrekt beschrieben und kurz darauf bereits in Europa angepflanzt wurden. Die Robinie (*Robinia pseudoacacia*) wurde nach dem französischen Hofgärtner Jean Robin

(1550–1629) benannt und zählte 1602 noch zur Gattung *Acacia*, welche zu den Mimosengewächsen gehört, während die Robinie ein Schmetterlingsblütengewächs ist. Die langen cremeweißen Blütentrauben sind eine wertvolle Bienenweide. Das sehr harte und dauerhafte Holz wird zur Gewinnung von Zaunpfählen, Terrassendielen oder als Rebstütze verwendet.

Die Weymouths-Kiefer oder Strobe (*Pinus strobus*) fand ab 1850 in Mitteleuropa verstärkt im forstlichen Bereich und in großen Parks als Solitär Verwendung. Das Holz wird v.a. als Schnitzholz, Resonanzholz für Musikinstrumente, als Kisten- und Sperrholz, Papierholz und für die Möbel- und Spielwarenindustrie eingesetzt.

Bäume der ‚Amerikanischen Phase‘ in europäischen Parks sind zudem Geweihbaum (*Gymnocladus dioicus*), Tulpenbaum (*Liriodendron tulipifera*), Mammutbaum (*Sequoiadendron giganteum*), Gelbkiefer (*Pinus ponderosa*), Stechfichte (*Picea pungens*) – insbesondere die blaue Form – und verschiedene Arten der Gattung *Chamaecyparis* (Scheinzypresse).

Asien-Phase

Ende des 19. Jahrhunderts setzte die ‚Asiatische Phase‘ im Gartenbau neue Akzente. So zählen neben dem Ginkgo oder Fächerblattholz auch der Schnurbaum (*Sophora japonica*), die Blasenesche (*Koelreuteria paniculata*), benannt nach Joseph Gottlieb Kölreuter (1733–1806), dem berühmten Professor für Botanik und Direktor der Markgräflischen Gärten in Karlsruhe, und der Götterbaum (*Ailanthus altissima*) zum ostasiatischen Gehölzbestand.

Nicht unbeteiligt an der botanischen Vielfalt im Glacis war der Würzburger Gelehrte und Arzt Philipp Franz von Siebold (1796–1866), der als bedeutender Japan-

forscher so manche Kostbarkeit fernöstlicher Flora nach Europa brachte. So nimmt es nicht wunder, dass sich im Bereich des „Klein-Nizza“ eine kleine Sammlung von ‚Siebold-Pflanzen‘ im weiteren Sinne findet. Neben der Nelkenkirsche (*Prunus serrulata*) und der Yedo-Kirsche (*Prunus x yedoensis*) sind dies Fächerahorn (*Acer palmatum*), Japanische Zierquitte (*Chaenomeles japonica*), Japanischer Zierapfel (*Malus floribunda*) und Lebkuchenbaum (*Cercidiphyllum japonicum*) sowie die Prunk- oder Tulpenmagnolie (*Magnolia x soulangeana*), eine weitverbreitete Kreuzung der Baumschule Soulange-Bodin bei Paris.

Die Paulownie oder der Blauglockenbaum (*Paulownia tomentosa*) wurde seinerzeit wegen der großen, tiefgrünen Blätter als Kübelpflanze nach Europa eingeführt. Eine zusätzliche Zier stellen im Frühjahr die hellblauen Blüten dar. Der Name Paulownie erinnert an die Prinzessin Anna Paulowna, Tochter des Zaren Paul I.

Klimawandel und Baumartenspektrum

Aus Nordamerika und den gemäßigten Breiten Asiens finden zunehmend Baumarten als Straßenbegleitgrün oder im forstlichen Bereich Verwendung, die schon seit über 200 Jahren in mitteleuropäischen Landschaftsparken mit Erfolg eingesetzt werden. In Zeiten des Klimawandels werden ständig neue Arten gesucht, die mit den zunehmend schwieriger werdenden Standortbedingungen und dem steigenden Krankheits- und Schädlingsdruck besser fertig werden als unsere einheimischen Arten, wobei die allelopathischen, blütenökologischen und entomo-ökologischen Gesichtspunkte mangels Kenntnissen leider meist unberücksichtigt bleiben.

Dazu zählen neben dem Ginkgo (*Ginkgo biloba*) zum Beispiel Gewöhnliche



Abb. 8: Blauglockenbaum (*Paulownia tomentosa*)
(Photo: J. Raftopoulo).

Hopfenbuche (*Ostrya carpinifolia*), Japanischer Schnurbaum (*Sophora japonica*), Blumenesche (*Fraxinus ornus*) oder die Gleditschie, auch Lederhülsenbaum (*Gleditsia triacanthos*) genannt. Von dieser Baumart werden dornenlose Sorten wie ‚Inermis‘ oder ‚Skyline‘ bevorzugt. Wegen der phantastischen Herbstfärbung in großen Parkanlagen beliebt, ist das Persische Eisenholz oder die Parrotie (*Parrotia persica*). Aufgrund ihrer Hitze- und Frosttoleranz und der hohen Anpassungsfähigkeit an den Standort wird diese Art auch zunehmend als Straßenbaum eingesetzt. Am Naturstandort wird die Art 30 Meter hoch. Benannt ist die Gattung nach Georg Friedrich Parrot (1791–1841) einem deutsch-russischen Forschungsreisenden.

Phase der modernen Sachlichkeit

Prägend für das öffentliche Grün war Ende der sechziger, Anfang der siebziger Jahre des 20. Jahrhunderts der Einzug der sogenannten „modernen Sachlichkeit“ im Gartenbau. Zu den wegen ihrer allgemeinen Geringschätzung als ‚Fußabtreterpflanzen‘ bezeichneten Arten gehört einer der wertvollsten Beersträucher überhaupt – die Mahonie (*Mahonia aquifolium*) aus den lichten Übergangswäldern Nordamerikas. Neben ihren extrem hochwertigen Früchten sollte insbesondere ihre hohe blütenökologische und stadtökologische Funktion in Erinnerung gerufen werden.

Als Zeugen der Phase der „modernen Sachlichkeit“ dominieren noch heute verschiedene Sippen der Gattungen *Lonicera* (Heckenkirsche), *Spiraea* (Spiere), *Cotoneaster* (Zwergmispel), *Berberis* (Berberitze) und *Symporicarpos* (Schneebere) das Bild vieler Gehölzstreifen in öffentlichen Parks oder an Straßenrändern. Man findet sie aber auch im Begleitgrün öffentlicher Einrichtungen und in Vorgärten.

Mitte der neunziger Jahre des 20. Jahrhunderts begann die Art *Prunus laurocerasus* ihren Siegeszug im Gartenbau. Ein Trend, der bis zum heutigen Tag zu beobachten ist. Diese genügsame und recht standorttolerante Spezies heißt korrekt Gewöhnliche Lorbeer-Kirsche und nicht [!] Kirschlorbeer, wie im Gartenbau allgemein verbreitet, denn es handelt sich um eine Kirschen- und nicht um eine Lorbeerart. Sie kommt schwerpunktmäßig aus Kleinasien und dem Kaukasus.

Rabattensysteme im Wandel der Zeit

Während in den klassischen Landschaftsparks eine Rabattenbepflanzung nur eine untergeordnete Bedeutung innehatte, so

erfreute sich die Blumenrabatte konventioneller Art ab 1960 bis zum Ende des 20. Jahrhunderts wieder größerer Beliebtheit. In Zeiten eines knapper werdenden Etats im Bereich der Gartenämter und hoher Standortbelastungen durch Hitze und Stress, nicht nur im Zuge des Klimawandels, gewinnen seit etwa zehn Jahren pflageleichte, trockenheits- und hitzefeste Staudensysteme hoher ökologischer Wertigkeit mit mineralischer Mulchung an Bedeutung im öffentlichen und privaten Grün. Diese Staudensysteme setzen sich im Idealfall nach dem Vorbild der Natur, basierend z.B. auf mediterranen oder submediterranen Pflanzengesellschaften, zusammen.

Typische Arten bzw. Sorten solcher Systeme sind zum Beispiel: *Salvia nemorosa* cv. Mainacht (Steppen-Salbei), *Achillea clypeolata* cv. Schwellenburg (Goldquirle-Schafgarbe), *Calamagrostis x acutiflora* cv. Overdam (Buntes Gartensandrohr), *Perovskia abrotanoides* (Fiederschnittige Blauraute), *Knautia macedonica* (Mazedonische Witwenblume), *Gaura lindheimeri* (Lindheimers Prachtkerze), *Sedum telephium* cv. Matrona (Purpur-Fetthenne), *Aster linosyris* (Goldaster), *Veronica teucrium* cv. Knallblau (Großer Ehrenpreis) und *Linum perenne* (Ausdauernder Lein). Mittlerweile stehen dutzendfach Staudenmischpflanzungssysteme mit hunderten von aufeinander abgestimmten Arten und Sorten für den Gartenbau, die Gartenämter und interessierte Privatpersonen zur Verfügung. Aus dem Straßenbild Würzburgs ist insbesondere die Staudenmischung „Silbersommer“, die 2006 mit dem Innovationspreis für Gartenbau ausgezeichnet wurde, bekannt.

Schlussbemerkungen

Von 1996 bis 2000 feierten die Stadt Würzburg und der Naturwissenschaftli-

che Verein Würzburg das Jubiläum „100 Jahre Würzburger Ringpark“ mit zahlreichen botanischen und faunistischen Führungen sowie Sonderveranstaltungen unter dem Slogan „Ringpark Würzburg ... mitten um die Stadt“ und mit einem eigenen Logo. Öffentliches Grün erfüllt heute mehr denn je eine große Anzahl von Aufgaben im städtischen Raum. Dieses Öffentliche Grün gilt trotz der vielen wichtigen stadt-klimatologischen, ökologischen, biologischen und soziologischen Funktionen, die es erfüllt, immer wieder bei Planern als willkommene Verfügungsmaße – da macht die denkmalgeschützte historische Ringparkanlage Würzburgs bekanntlich keine Ausnahme.

Um die Substanz des Gartendenkmals Ringpark Würzburg wirklich, auch langfristig für die kommenden Generationen erhalten zu können, genügt es nicht, in der Bürgerschaft ein ausgeprägtes Bewusstsein über die einmalige Wertigkeit dieser Anlagen zu verankern. Insbesondere den politischen Entscheidungsträgern muss

der hohe Wert von städtischem Grün und dessen Unersetzlichkeit endlich bewusst werden!¹

Joachim G. Raftopoulo studierte nach seiner Schulzeit in Würzburg den Diplom-Studiengang Biologie mit den Schwerpunkten Geobotanik und Tierökologie in Bayreuth und Würzburg. Nach einer mehrjährigen Tätigkeit bei der Höheren Naturschutzbehörde der Regierung von Unterfranken und dem Europa-Diplom machte er sich mit einem Seminar- und Gutachterbüro selbstständig. Neben Vegetationskunde, Faunistik und Dendrologie gehören Ethnobotanik und Gartenbaugeschichte zu seinen Tätigkeitsfeldern. Er ist Mitglied im Naturschutzbeirat der Stadt Würzburg und engagiert sich in zahlreichen Vereinen und Fachgesellschaften. Seine Anschrift lautet: Grumbacher Weg 16, 97230 Esterfeld.

Literatur:

- Domarus, Max: Hundert Jahre Verschönerungsverein Würzburg 1874–1974. Volkach 1974.
- Raftopoulo, Joachim: Würzburger Ringpark. Baumkundlicher Führer. 2. Aufl. Würzburg 1990.
- Raftopoulo, Joachim: „Siebold-Pflanzen“ – ostasiatische Kostbarkeiten in unseren Gärten, in: Abhandlungen des Naturwissenschaftlichen Vereins Würzburg [ANVV] 37/38 (1996/97), S. 165–177.
- Raftopoulo, Joachim.: 100 Jahre Ringpark Würzburg, in: ANVV 41/42 (2000/01), S. 95–121.
- Raftopoulo, Joachim: Dendrologische Fachkartierung. Gehölze im Bereich Klein-Nizza. Unveröff. Gutachten 2011.

Raftopoulo, Joachim: Ringpark Würzburg. Dendrologische Fachkartierung. Unveröff. Zwischenbericht 2013.

Anmerkungen:

- 1 Domarus, Max: Hundert Jahre Verschönerungsverein Würzburg 1874–1974. Volkach 1974.
- 2 Mein herzlichster Dank gilt Herrn Dr. Jörg Lusin, der mir historisches Bildmaterial aus seinem umfangreichen Archiv zur Verfügung gestellt hat. Herrn Paul Friedel danke ich ebenfalls für Bildmaterial.

Der Botanische Garten Erlangen

Vom Doktorgarten zur wissenschaftlichen Sammlung

Der Botanische Garten in Erlangen hat sich seit nunmehr 185 am jetzigen Standort als Teil der Friedrich-Alexander-Universität erhalten. Seine Ursprünge reichen bis ins Jahr 1626 zurück. Dabei haben sich seine Aufgaben seit den Anfängen weiterentwickelt. Heute ist der Garten ein Lernort für Schulen, ein Erholungsraum und bietet Platz für vielfältige gartenkulturelle Veranstaltungen. Daneben findet Forschung und auch aktiver Natur- und Artenschutz statt. Mit dem Aromagarten und weiteren universitären Grünflächen bereichert der Garten nicht zuletzt das touristische Angebot der Stadt Erlangen.

Der Botanische Garten in Erlangen hat eine lange Geschichte. Um seine Entstehung einzuordnen, wollen wir zunächst Erlangen verlassen und die Ursprünge der Botanischen Gärten insgesamt betrachten. Die ersten eigenständigen Pflanzensammlungen sind in der Mitte des 16. Jahrhunderts in Italien entstanden.

Als ältester noch erhaltener Garten gilt der von Padua (1543). In ihm wurden Pflanzen aus allen Ländern und Regionen gesammelt. Insbesondere die vorangegangene Entdeckung Amerikas, aber auch die Ausdehnung der Seewege nach Asien bescherte eine Vielzahl neuer Pflanzen, die auf ihre wirtschaftliche, medizinische und wissenschaftliche Eignung und Verwendung untersucht wurden. Lange zuvor schon hatten die Klöster Pflanzen gesammelt. Dies geschah in erster Linie, um de-

ren Heilwirkung zu nutzen und zu erproben. In Deutschland folgten dann bald Leipzig (1580) oder 1609 der berühmte „*Hortus Eystettensis*“ auf der Willibaldsburg in Eichstätt, der enge Beziehungen nach Nürnberg hatte. 1626, also schon im 30jährigen Krieg, entstand dann der medizinisch-akademische Garten in Altdorf bei Nürnberg. Diese als „*Hortus Medicus*“ oder salopp als „*Doktorgarten*“ bezeichnete Anlage war eine wissenschaftliche Pflanzensammlung der zu Nürnberg gehörigen Universität Altdorf. Bereits 1714 besaß sie eines der ersten beheizbaren Gewächshäuser Deutschlands, und 1726 zählte man rund 2.500 Arten. Damit war sie eine der größten medizinischen Pflanzensammlungen ihrer Zeit.

Dem anfänglichen steten Aufstieg der Universität folgten rückläufige Studentenzahlen und schließlich das jähre Ende 1809 mit der Eingliederung in das Königreich Bayern. Viele Pflanzen kamen damals in den Botanischen Garten nach München und Erlangen, wo noch bis 1990 ein Palmfarn (*Cycas revoluta*) aus dieser Zeit überlebt hat. Viele Bibliotheksbestände aus Altdorf aber wurden an die Friedrich-Alexander-Universität nach Erlangen übergeben.

Bereits seit 1743 existierte die Universität in Erlangen, die durch den Markgrafen Friedrich von Brandenburg-Bayreuth ins Leben gerufen wurde. Wenige Jahre später, 1747, wurde dann ein Grundstück vor dem Nürnberger Tor gekauft, um einen Botanischen Garten anzulegen. Letztlich wurde dann aber erst 1770 damit begonnen. Johann Christian Daniel von Schre-

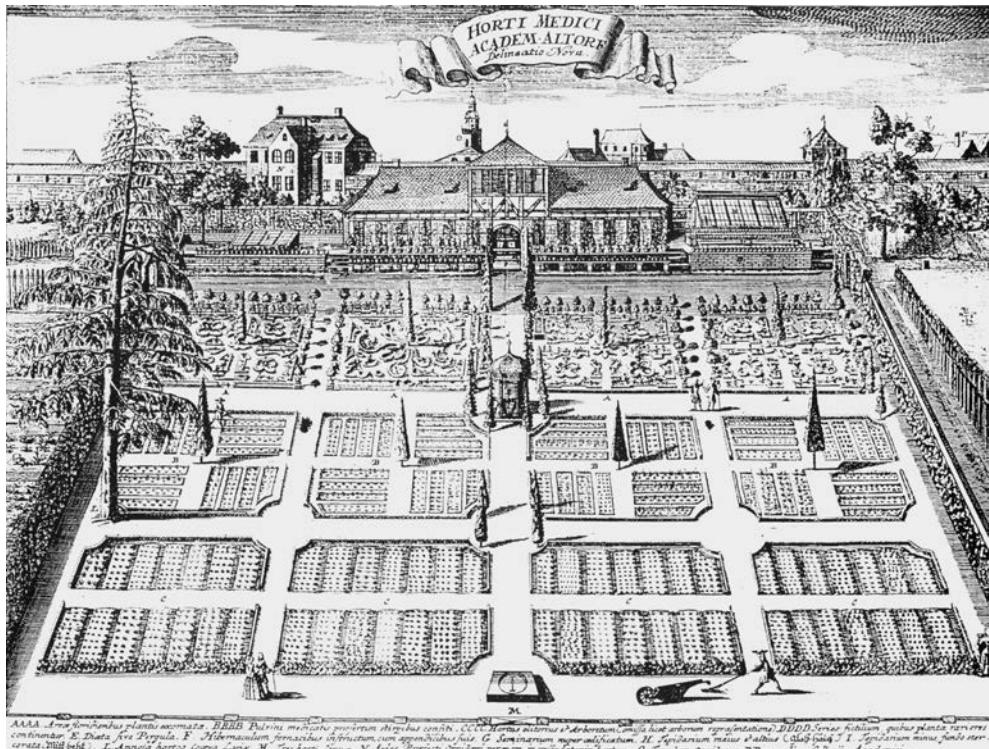


Abb. 1: Plan des Gartens in Altdorf zur Jahrhundertfeier von ca. 1727.

ber (1739–1810) war der erste Direktor des Gartens. Bei Carl von Linné in Uppsala hatte er promoviert und war 3. Ordinarius der Medizin in Erlangen. Er war der Onkel von Moritz Schreber (1808–1861), nach dem die Schrebergärten benannt sind. 53 Jahre sollte Schreber die Geschicke des Gartens leiten, was nicht immer leicht war.

1825 erfolgte dann die königliche Genehmigung zur Verlegung an den Rand des Schlossgartens mit der Orangerie. Hier entstanden gleich zwei Anlagen. Im Norden wurde der heutige Botanische Garten und im Süden der Ökonomiegarten angelegt. In ihm sollten unterschiedliche Feldfrüchte gepflanzt werden, was jedoch nicht sehr erfolgreich war. Ein weiterer

Ansatz war die Erprobung von Obstbäumen, wozu auch neue Apfelsorten und rund tausend Maulbeerbäume zählten. Sie sollten die Seidenraupenproduktion ankurbeln und so auch wirtschaftlichen Aufschwung erzeugen. Von ihnen haben noch zwei Exemplare im Botanischen Garten überdauert. Später wurde dieser Gartenteil aufgelöst und überbaut. Hier finden sich heute beispielsweise das Kollegienhaus und die Anatomie.

Der eigentliche Botanische Garten am Nordrand des Schlossgartens entwickelte sich jedoch sehr gut. Auch wenn es keine Unterlagen zur eigentlichen Eröffnung gibt, wurde er wohl 1829 fertiggestellt. Er umfasst eine Fläche von 60 x 300 m. Ab 1862 konnten in neuen „Dunstwarm-

häusern“ auch empfindliche Pflanzen aus tropischen und subtropischen Bereichen kultiviert werden. Die gestalterische Ausführung des Freilandes wandelte sich zunehmend. Immer mehr standen pflanzensoziologische, geographische und systematische Aspekte im Vordergrund, ohne die Arzneipflanzen zu vernachlässigen. 1892 entstand dann auch das Botanische Institutsgebäude mitten im Garten. Es bot neben den Vorlesungsräumen für die Studenten auch Platz für eine reichhaltige Botanische Lehrsammlung mit Präparaten, Schautafeln, Modellen und Hölzern, Früchten und Samen. Diese Sammlung ist heute noch als „*Museum Botanicum Erlangense*“ weitgehend erhalten, ebenso wie ein umfangreiches Herbar (eine Sammlung getrockneter Pflanzenteile).

Im beginnenden 20. Jahrhundert bekam der Garten eine ganz besondere Attraktion. Ursprünglich für eine Ausstel-

lung in Nürnberg konzipiert, vermachte der Geologe Major Adalbert Neischl 1907 der Universität eine künstliche Jurahöhle mit verschiedenen Tropfsteininformationen. Zu ihrem 100. Geburtstag konnte die heute unter Denkmalschutz stehende Neischlhöhle wieder aufwendig restauriert werden.

In den 1960er Jahren entstanden zahlreiche tropische Schauhäuser, die heute Nutzpflanzen, Bromelien, Sukkulanten und Orchideen in großer Vielfalt beherbergen. Hinzu kommen noch verschiedene subtropische Pflanzen, die im Sommer das Freiland ergänzen und den Winter in frostfreien Quartieren überstehen. Der nur 2 ha große Garten bietet so einer ausgesprochen großen Vielfalt an Pflanzenarten in ihren Lebensräumen eine Heimat. In einem nicht-öffentlichen Teil werden außerdem einige Erhaltungskulturen vermehrt. Dabei handelt es sich meist um sehr sel-

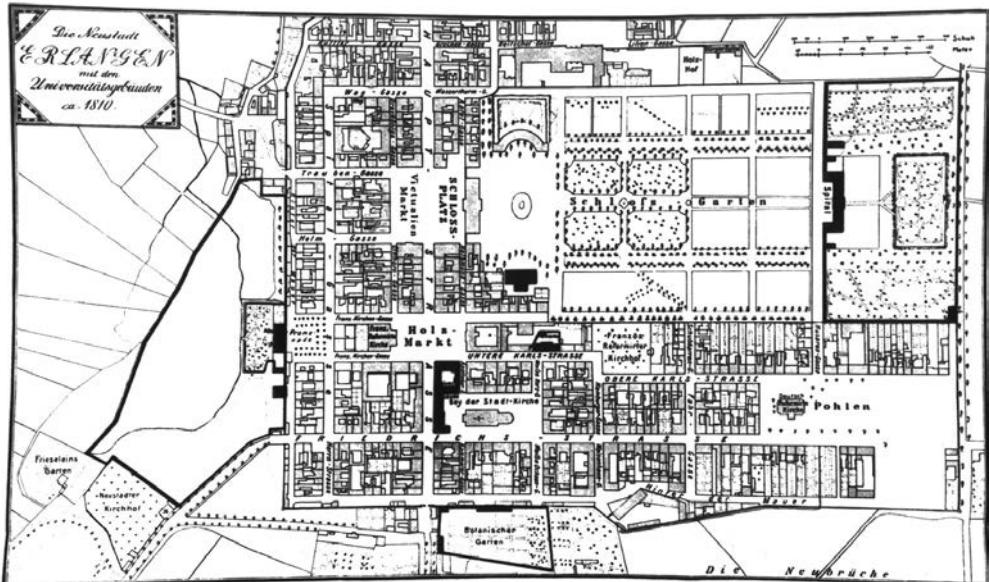


Abb. 2: Plan der Erlanger Innenstadt von 1810 mit dem alten Botanischen Garten vor dem Nürnberger Tor im Süden.

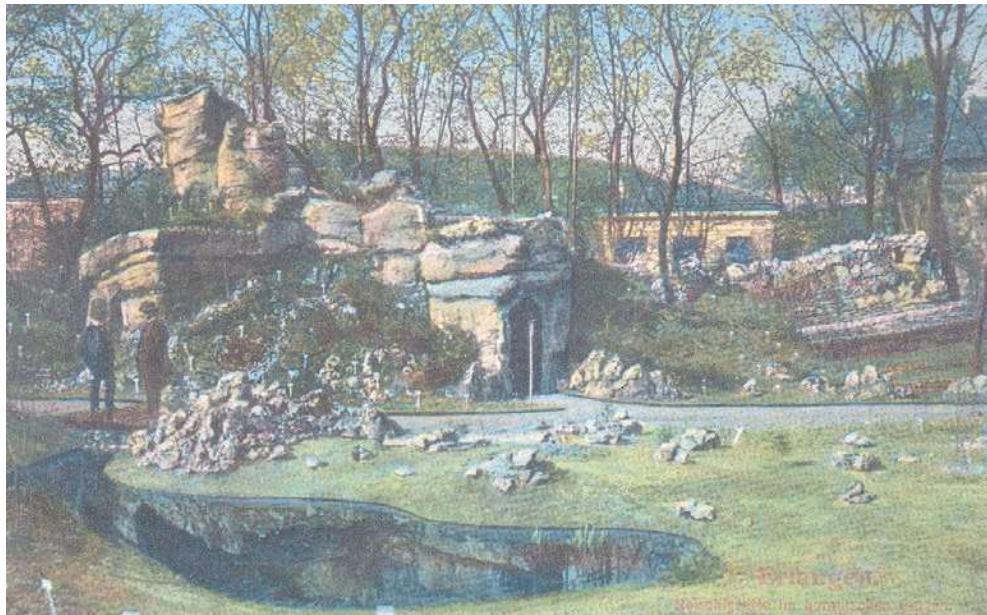


Abb. 3: Postkarte mit der 1907 eingeweihten Neischlböhle und dem Schichtmodell des Frankenjura.

tene Wildpflanzen, die für Wiederansiedlungen vorgehalten und vermehrt werden.

Weitere 0,9 ha Fläche kamen in den 1990er Jahren hinzu. Der Aromagarten liegt etwa zehn Fußminuten vom Botanischen Garten entfernt an der Schwabach. Wie der Name schon sagt, sind hier die Inhaltsstoffe der Blätter, Wurzeln oder Früchte das entscheidende Kriterium. Meist finden sich hier Pflanzen, die beispielsweise über ätherische Öle verfügen, die wir uns arzneilich oder in anderer Form zu Nutze machen. Er war der erste Garten seiner Art in Deutschland.

Heutige Aufgaben und Ziele

Die zentrale Lage, neben dem Schlossgarten und der Orangerie, dem Markgrafentheater und der Haupteinkaufsstraße sorgt für einen sehr großen Besucherzuspruch. Viele Erlanger und auswärtige Besucher,

aber auch Studenten und die Patienten der angrenzenden Kliniken nutzen den Garten als Erholungs- und Bildungsort. Ganz besonders wendet sich der Garten heute ebenfalls an Schulklassen, die zahlreiche Angebote für Unterrichtsthemen nutzen können. Auch Erwachsene nutzen zunehmend die angebotenen Führungen und Vorträge. Ergänzend zu den dauerhaften Pflanzungen werden jährlich mehrere Sonderausstellungen organisiert. Dabei stehen botanische Themen, aber auch bildende Kunst und andere kulturelle Inhalte rund um die Pflanze im Mittelpunkt. Machbar ist dies nur mit der großen und aktiven Unterstützung des Freundeskreises Botanischer Garten Erlangen e.V. Mit 300 Mitgliedern, von denen viele regelmäßig ehrenamtlich mithelfen, bildet er eine starke Gemeinschaft zur Unterstützung des Gartens. Weitgehend unbemerkt von der Öffentlichkeit werden weiterhin die



Abb. 4: Blick über die Gewächshausanlage und einen Teil des Freilandes im Botanischen Garten Erlangen.



Abb. 5: Blick in den Aromagarten beim Aromagartenfest.



Abb. 6: Öffentliche Führung von Prof. Dr. Wolfgang Kreis (Lehrstuhl f. Phytopharmazie) im Arzneigarten des Botanischen Gartens.



Abb. 7: Zukünftige Forscher in der Ausstellung „Nektar, Duft und Farbe“.

rund 18 ha Grünflächen der Universität unterhalten und gepflegt. Hierzu gehören neben den Innenstadtbereichen und dem sog. Südgelände auch Objekte in Nürnberg und die Sternwarte in Bamberg.

Die Studenten der Biologie sind heute nicht mehr im Garten beheimatet, sondern im rund drei Kilometer entfernten Südgelände untergebracht. Sie werden aber auch dort mit Pflanzenmaterial für Vorlesungen und Übungen aus dem Botanischen Garten versorgt. Das ehemalige Institutsgebäude im Garten beherbergt heute die Virologie des Universitätsklinikums.

So hat der Garten neben einer räumlichen auch eine inhaltliche Wandlung vollzogen. Ursprünglich als Zweig der Medizin, hat sich die Botanik emanzipiert als eigene wissenschaftliche Disziplin. Auch wenn sich die Forschung auf diesem Gebiet zunehmend in den molekularen Bereich verschoben hat, ist es dennoch weiterhin sehr wichtig, auch die zugehörigen Organismen zu zeigen. Gerade Kinder, aber auch Erwachsene in urbanen Räumen haben häufig nur noch über solche Gärten einen Zugang zu echten Tieren und Pflanzen.

Claus Heuvemann (geb. 1969) studierte nach seiner Gärtnerlehre Landschaftsarchitektur in Weihenstephan. Anschließend war er in verschiedenen Landschaftsarchitekturbüros, im Sichtungsgarten Weihenstephan, bei einer Gartenphotographin und für eine große Baumschule in den Niederlanden tätig. Fünf Jahre lang leitete er den denkmalgeschützten ega-Park in Thüringen mit jährlich rund 500.000 Besuchern. Seit 2012 ist er Technischer Leiter im Botanischen Garten und Aromagarten Erlangen der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Seine Anschrift lautet: Botanischer Garten Erlangen, Loschgestraße 1, 91054 Erlangen, E-Mail: claus.heuvemann@fau.de.

Botanischer Garten Erlangen, Loschgestraße 1, 91054 Erlangen. Öffnungszeiten: Täglich 8.00 bis 16.00 Uhr (Juni–August bis 17.30 Uhr), Schauhäuser Di–So 9.30–15.30 Uhr. Der Eintritt ist kostenfrei. Internet: www.botanischer-garten.fau.de; E-Mail: botanischer-garten@fau.de.

Literatur:

- Röhrich, H.: Zur Geschichte des „Doktorgartens“ oder „Hortus Medicus“ der ehem. Nürnberger Universität Altdorf, in: Erlanger Bausteine zur Heimatforschung 11 (1965), S. 31–43.
- Stiglmayr, J.: Aus der Geschichte des Botanischen Gartens. Der Botanische Garten der Friedrich-Alexander Universität Erlangen-Nürnberg. 175 Jahre im Schlossgarten, Geschichte – Chronik – Personen. 2004.

- Welf, W.: Gärtnerkunst trifft Wissenschaft – Der Weg zum modernen Botanischen Garten, in: Stadt Erlangen (Hrsg.): „Rasen, Rosen und Rabatten. Historische Gärten und Parks“. Broschüre zum Tag des offenen Denkmals 2006. Erlangen 2006, S. 10–17.
- Welf, W./Kreß, H.: Die Neischl-Höhle im Botanischen Garten – ein verstecktes Juwel erhält neuen Glanz, in: ebd., S. 18–24.

Andreas Flurschütz da Cruz: **Zwischen Füchsen und Wölfen. Konfession, Klientel und Konflikte in der fränkischen Reichsritterschaft nach dem Westfälischen Frieden** (Konflikte und Kultur – Historische Perspektiven 29). Konstanz–München (UVK-Verlagsgesellschaft) 2014. ISBN 978-3-86764-504-1, Format: 24 cm x 17 cm, geb., 459 S., zahlr. Abb., 69 Euro.

Den Ausgangspunkt der Darstellung bildet die bis vor den Reichshofrat und den Reichstag getragene Auseinandersetzung um das Ritter-Mannlehen Westheim-Eschenu in der Nähe von Haßfurt zwischen den Familien Fuchs von Bimbach und Wolf von Wolfsthal. Mit großer Akribie zeichnet die Bamberger Dissertation die Einzelheiten des Rechtsstreits innerhalb der fränkischen Reichsritterschaft in den Jahren 1651 bis 1701 nach, ausgehend von einer Hochzeit im Jahr 1620, bis zur Fortsetzung der Streitigkeiten auch nach dem Aussterben der Wolf von Wolfsthal. Andreas Flurschütz da Cruz stützt sich dafür in erster Linie auf die reiche Überlieferung des Fuchsarchivs in Burgpreppach, bezieht aber die Bestände in insgesamt 15 weiteren Archiven, darunter dem Wiener Haus-, Hof- und Staatsarchiv, ein.

Ausgehend von der rechtshistorischen Problematik liefert der Verfasser grundlegende Beiträge zur Familiengeschichte der ritterschaftlichen Familien der Fuchs von Bimbach und der aus Schwäbisch Gmünd stammenden Wolf. Über das Nürnberger Patriziat gelang diesen als Kreditgeber König Maximilians I. der Aufstieg in die Reichsritterschaft, den sie mit einer erdichteten Herkunft als Herren von Wolfsthal und der Verbindung zu einem gleichnamigen Burgstall legitimierten. Flurschütz da Cruz nutzt diese exemplarische Aufstiegs geschichte für die Darstellung grundsätz-

licher Fragen der Verwandtschafts- und Generationenforschung. Im Fortgang der Arbeit werden bislang unbekannte Klientel- und Patronagebeziehungen aufgedeckt. Die besondere Situation der behandelten Familien in Franken wird vor dem Hintergrund allgemein historischer Entwicklungen der Frühen Neuzeit, aber auch in steter Rückbindung an moderne Forschungsrichtungen wie Mikrohistorie und Mikropolitik betrachtet. Besonders anregend sind die Beobachtungen zur Bedeutung von Konversionen zur katholischen Kirche für den Aufstieg der untersuchten Familien, die vom Verfasser wohl erstmals in dieser Konzentration dargestellt werden. Die Konversion bildete die Voraussetzung für die Aufnahme in die Domkapitel von Bamberg und Würzburg sowie für die politische Nähe zu den Fürstbischöfen wie zum Kaiserhof. Durch mehrere Vergleichsfälle kann der Verfasser die auf den zunächst protestantischen ritterschaftlichen Gütern eingerichteten katholischen Gottesdienste und Pfarreien als Mittel einer Politik der Rekatholisierung noch nach den Westfälischen Friedensschlüssen aufzeigen. Die Lehenpolitik wurde hier zu einem Mittel der Religionspolitik.

Bei dem im Zentrum stehenden Prozess gelingt es Flurschütz da Cruz, nicht zuletzt durch sorgfältige Analyse der beteiligten Personen und ihrer verwandtschaftlichen und Patenschaftsverbindungen, zu verdeutlichen, daß jeweils umfangreiche Netzwerke mit divergierenden Interessen dahinter standen. Eine zentrale Rolle kam dabei den Schönborn zu, als Patronen und Nachfolgern der Wolf wie Gegnern der Fuchs. Das umfangreiche Abschlusskapitel ist der „*Einbettung des Konflikts in größere Zusammenhänge*“ vorbehalten. Gestützt auf den „*Verflechtungsansatz*“ analysiert der Verfasser die Verbindungen

der Wolf von Wolfsthal mit den Voit von Rieneck, die mit Philipp Valentin einen Fürstbischof von Bamberg stellten, dem österreichischen Adel sowie dem Kaiserhof und schließlich mit den Schönborn als Mittel der Politik. Hier gelangt Flurschütz da Cruz zu einer durchaus kritischen Neubewertung des Fürstbischofs und Kurfürsten Lothar Franz von Schönborn und seiner immer auf den Familiennutzen abziegenden demonstrativen Kaisertreue.

Die länger als die Wolf im Protestantismus verharrenden Fuchs von Bimbach konnten zwar auf Grund familiärer Verbindungen eine zentrale Position am Würzburger Hof aufbauen, der Aufstieg am Kaiserhof gelang aber erst mit der Konversion. Der Protestant Christoph Ernst Fuchs von Bimbach nahm als Oberkämmerer und Schwager des Fürstbischofs Johann Philipp von Greiffenclau lange eine führende Stellung am Würzburger Hof ein. Dies machte ihn zu einem wichtigen Glied der fränkischen Opposition gegen die Dynastie Schönborn. Gleichzeitig engagierte er sich am Wiener Hof, wo er nach seiner Konversion 1707 im Reichshofrat Karriere machte. Seine zweite Ehefrau Maria Charlotte von Mollard, Reichsgräfin von Fuchs, war die Aja und spätere Obersthofmeisterin Kaiserin Maria Theresias. Für die Phänomene Aufstieg ritterschaftlicher Familien durch Netzwerke und Konversion untersucht Flurschütz eine Reihe vergleichbarer Fälle weiterer fränkischer Familien.

Ausgehend von einem Einzelfall erarbeitet Flurschütz eine umfassende Studie zu Konfession, Klientel und Konflikten in der fränkischen Reichsritterschaft mit tiefen Einblicken in die Politik an den fränkischen Bischofshöfen wie am Wiener Kaiserhof. Neuerlich wird hier die enge Bindung Frankens an die Reichszentrale

aufgezeigt. Der Verfasser bindet seine Fragestellungen und seine Ergebnisse stets in neuere Forschungsansätze ein, die er ebenfalls ausführlich diskutiert.

Insgesamt ist eine gut lesbare und anregende Studie mit Anregungen für die Forschung wie neuen Erkenntnissen zur fränkischen wie zur Reichsgeschichte entstanden. Die Ergebnisse werden in Zwischenkapiteln und einer ausführlichen Zusammenfassung verdeutlicht. Stammbäume, Graphiken und Karten erleichtern die Orientierung, zahlreiche, auch farbige Abbildungen illustrieren den aufwendig gestalteten Band, dessen Benutzung durch getrennte Orts- und Personenregister erleichtert wird. Allen an fränkischer Geschichte Interessierten kann diese vorbildhafte mikrohistorische Studie, welche die Bedeutung einer quellenbasierten Personengeschichte nie aus den Augen verliert, nur uneingeschränkt empfohlen werden.

Dieter J. Weiss

Johannes Sander: **Bernhard Morell. Aufstieg, Wirken und Fall eines königlich-bayerischen Baubeamten in Unterfranken 1816/21** (Mainfränkische Hefte. Heft 111). Regensburg (Edition Vulpes) 2012. ISBN 978-3-939112-83-9, Pappband, Format 14,8 x 21 cm, 144 S. mit 43 Abb., 14 Euro.

Architektonisch anspruchsvoller kann eine Dorfkirche kaum sein: Als einen Zentralraum mit zwei Raumschalen gestaltete Bernhard Morell 1817 die katholische Kirche St. Andreas im unterfränkischen Wonfurt. Die innere Raumschale besteht, dem römischen Pantheon ähnlich, aus einem Zylinder mit halbrundem Gewölbe, die äußere aus einem fast würfelförmigen Quader, über dem sich ein Zeltdach er-

hebt. Letzteres endet in einer Glasspitze, die zusammen mit einer Rundöffnung in der Halbkugel die einzige Lichtquelle des Innenraumes bildet. Außen regelmäßig durch Pilaster gegliedert, fällt lediglich der Turm der Wonfurter Kirche etwas aus dem Rahmen: Er ist, abgesehen von späteren Veränderungen an den Obergeschossen, nicht in die Gesamtgliederung der Kirche integriert, sondern wirkt wie ein notwendiges Anhängsel, das dem Architekten nicht recht in sein antik-römisches Gesamtkonzept zu passen schien.

Denn hohe Ansprüche an die ‚reine‘ Architektur des Klassizismus hegte Morell zweifelsohne. „*Früh schon weichte ich mich ganz dem Studium der Kunst*“, schrieb der 24jährige im März 1810 in einem Bewerbungsschreiben, als er, der bei Friedrich Weinbrenner in Karlsruhe in die Lehre gegangen war, sich anschließend mehrere Jahre lang in Italien und Frankreich weitergebildet hatte und damals seit einigen Monaten im Oberbaukommissariat zu München tätig war, sich um eine Stelle als Kreisbauinspektor bewarb. Wenig später bekam er den ersehnten Posten, ging für einige Jahre nach Innsbruck und lernte hier Maximilian von Lerchenfeld kennen. Dieser Kontakt wurde entscheidend für seine weitere Karriere: Als Lerchenfeld in seiner Funktion als Hofkommissar in Würzburg 1816 einen neuen Chefarchitekten für das Bauwesen in Unterfranken vorzuschlagen hatte, erinnerte er sich Morells, der in den Wirren der Tiroler Aufstände in Innsbruck 1813 weniger als Baukünstler, denn vielmehr als Patriot geglänzt hatte.

Fünf Jahre lang arbeitete Morell in Würzburg. Durch die bisherige Literatur geisterte er zwar gelegentlich, mal als „Morelli“, mal als „von Morell“, wurde erwähnt bei dem einen oder anderen Kir-

chenbau und auch im Zusammenhang mit dem Kellerbau/Bellevue in Bad Brückenau. Doch in vollem Umfang wird die angesichts der kurzen Schaffenszeit doch erstaunlich reiche Ausbeute von Morells unterfränkischer Tätigkeit erst jetzt gewürdigt: In der Reihe der „Mainfränkischen Hefte“, herausgegeben von den Freunden Mainfränkischer Kunst und Geschichte e.V., liegt nun eine Monographie des Kunsthistorikers Johannes Sander vor, die nicht nur alle Sakral- und eine Reihe von Profanbauten des gebürtigen Schweizers eingehend beschreibt, sondern auch eine stattliche Anzahl unausgeführter Pläne vorstellt.

Um zu verstehen, in welchem Rahmen Morell in Unterfranken seine Tätigkeit entfalten konnte, ist in Sanders Monographie der eigentlichen kunsthistorischen Darstellung ein kurzer Blick auf die Organisation des Bauwesens in Unterfranken im frühen 19. Jahrhundert vorgeschaltet, der vor allem die Dominanz der staatlichen Bürokratie über alle künstlerischen Fragen beleuchtet. Gleichwohl vermochte Bernhard Morell eine erstaunliche Bandbreite seines architektonischen Formenvokabulars zu entfalten. Neben Zentralbauten wie Wonfurt oder dem unausgeführten Entwurf einer evangelischen Kirche in Weipoltshausen stehen Longitudinalbauten wie in Ebenhausen oder Leidersbach, Quersäle wie die evangelische Kirche in Gollmuthhausen, und sogar die Form der Basilika hat Morell in seinen Dorfkirchenentwürfen für Dalherda und Heinrichsthal aufgegriffen.

Auch in stilistischer Hinsicht zeigen Morells Schöpfungen ein bemerkenswert großes Repertoire. Zwar dominieren klassizistische Stilelemente, gelegentlich klingt ein bisschen „Revolutionsarchitektur“ à la Peter Speeth nach, und besonders wichtig

waren die Eindrücke, die Morell von seinem Karlsruher Lehrer Weinbrenner und von dem Münchener Architekten Carl von Fischer empfangen hatte. Daneben erwies er sich jedoch auch offen für den beginnenden Historismus: Für eine neue Kapelle in Fabrikschleichach entwarf Morell einen etwa quadratischen Bau mit spitzbogiger Fassade, einem ebensolchen Dach und einem riesigen dreibahnigen Maßwerkfenster in der Eingangsfassade. Man muss fast bedauern, dass dieser originelle Entwurf, den sogar Kronprinz Ludwig zu loben sich geneigt fühlte, nicht ausgeführt wurde. In der querhausartigen Erweiterung der katholischen Kirche in Großlangheim aber ist tatsächlich einer der frühesten neugotischen Bauten in Bayern überliefert.

„Aufstieg, Wirken und Fall eines königlich-bayerischen Baubeamten in Unterfranken“ lautet der Untertitel der von Johannes Sander vorgelegten Arbeit, und dieser „Fall“ war beträchtlich: Ausgestattet mit einer hervorragenden Empfehlung von Lerchenfeld, in seltener Freiheit verantwortlich für das Bauwesen eines ganzen Regierungsbezirkes, in dem – im Vergleich zu anderen Gegenden in Bayern – damals sogar verhältnismäßig viel gebaut wurde, blieb Morell der große Ruhm dennoch versagt. Ständige Querelen um seine zu ambitionierten Vorhaben, teils erhebliche Kostenüberschreitungen, vor allem aber die mangelhafte Statik seiner Gebäude machten Morell mehr und mehr bei Vorgesetzten, Bauherren und schließlich sogar bei höchsten Würdenträgern unbeliebt: Besagter Kronprinz Ludwig höchstselbst sorgte im Herbst 1821 dafür, dass Morell aus Unterfranken verschwand, und versetzte ihn kurz nach seiner Thronbesteigung 1825 in den Ruhestand. Morell, stellungslos, aber wenigstens durch eine Pension abgesichert,

weilte dann überwiegend in Italien und in seiner Schweizer Heimat, lebte noch mehr als dreißig Jahre und starb erst Ende 1859, ohne offenbar jemals wieder als Architekt hervorgetreten zu sein.

Ulrich Raphael Firsching

Richard Mehler: **Die Matrikelbestimmungen des bayerischen Judenediktes von 1813. Historischer Kontext – Inhalt – Praxis** (Franconia Judaica 6). Würzburg (Ergon-Verlag) 2011, ISBN 978-3-89913-874-0, geb., 204 S., 25 Euro

Schon in seiner Einleitung stellt der Autor fest, dass der berühmte Matrikelparagraph des bayerischen Judenedikts von 1813 in der Forschung ein schlechtes Ansehen hat, dass er harsch als anti-jüdisch kritisiert wird, dass aber Arbeiten zur Umsetzung des Matrikelparagraphen genauso fehlen wie eine veröffentlichte hinreichende Datenbasis für statistische Auswertungen. Mehler stellt das „Edikt die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreiche Baiern betreffend“, kurz „Judenedikt“ genannt, dar, das im rechtsrheinischen Bayern bis 1918 gültig war, obwohl mehrfach geändert und liberalisiert. Die Matrikelbestimmungen von 1813 schränkten die Niederlassungsfreiheit der Juden radikal ein. Die Zahl der Juden sollte an Orten, an denen bisher welche lebten, in der Regel nicht vermehrt werden, bei Ausübung des Schacherhandels gab es keine Heiratserlaubnis, die Ansässigmachung über eine festgesetzte Zahl an sog. Matrikelstellen war zwar möglich, war aber wie die Niederlassung an Orten, an denen bislang keine Juden lebten, nur mit Erlaubnis hoher Stellen möglich und nur dann zulässig, wenn die ansässigmachungswilligen Juden von ihrer Arbeit leben konn-

ten, d.h., in der Regel eine Fabrik oder eine Handelsunternehmung betrieben, ein Handwerk mit Meisterrecht ausübt oder genug landwirtschaftliche Fläche besaßen. Über die Aufnahme in die sog. Judenmatrikel, d.h., die Entscheidung, wer mit seiner Familie dauerhaft in einem bestimmten Ort wohnen durfte, entschieden zuerst die Generalkreiskommissariate (Vorläufer der Regierungen), nach der ersten Eintragung die Kommune (sofern sie eine Magistratsverfassung hatte), ansonsten das Landgericht oder Herrschaftsgericht. Wenn Juden über die vorgesehene Zahl, die man Normalzahl nannte, hinaus aufgenommen werden sollten, hatte das Innenministerium zu entscheiden. Erst 1861 hob der bayerische Landtag zwar die Matrikelbestimmungen, aber nicht das ganze Judenedikt auf.

Der Autor nähert sich seinem Thema auf breiter Basis. Er zieht insbesondere detaillierte Daten aus Unterfranken, v.a. der bayerischen Rhön, aber auch aus anderen Gebieten und Städten heran, die statistischen Auswertungen beruhen oft auf eigenen Erhebungen. Dass viele Aussagen auf exemplarischen Untersuchungen beruhen, ist hier selbstverständlich. Er untersucht z.B. bei der Darstellung der rechtlichen Seite die Erlasse der Ministerialbürokratie und die der Regierung von Unterfranken, dabei ist es natürlich nicht möglich, alle Erlasse jedes Patrimonialgerichts darzustellen, wichtig ist ihm die Generallinie. Intensiv beleuchtet wird die Praxis des Matrikelwesens, unabhängig von literarischen Zeugnissen, einzelnen Zeitungsartikeln oder Parlamentsreden, die die Lage der Juden nicht immer korrekt darstellten, sondern je nach ideologischer Vorgabe einseitig interpretierten. Bislang gab es v.a. Lokalstudien, die teils nicht die ihnen gebührende Beachtung fanden, und die

andererseits keine generalisierenden Aussagen zuließen. Mehler konstatiert bei der Anlage und Führung der Matrikel Schlampperei und Ungenauigkeiten, er sieht einen „*mangelhafte[n] Vollzug der Kontrollvorschriften*“ (S. 54), die Kreisregierung in Würzburg war nachlässig, das Ministerium griff nicht konsequent durch, so dass es häufig Diskrepanzen zwischen den Vorschriften zum Matrikelwesen und der Praxis gab, was der Autor an zahlreichen Beispielen belegt. Nicht in die Matrikel eingetragen wurden v.a. Personen, die kein Schutzgeld zahlten. Viele Juden wurden nicht immatrikuliert, in München waren es 31%, in Würzburg 24,3%, auf dem Lande weniger, Mehler rechnet für das rechtsrheinische Bayern mit *einem „Maximalwert von etwa neun Prozent“* (S. 78). In der Regel erhielten die Nichtimmatrikulierten ein unbeschränktes Bleiberecht. Bezüglich der Neuimmatrikulierten diskutiert der Autor die Probleme statistischer Daten, er kommt zu dem Ergebnis, dass „*keine völlige Fehlerfreiheit des statistischen Materials*“ garantiert werden könne, „*aber die hinreichend zuverlässige Erfassung der Charakteristika der Immatrikulationspraxis*“ (S. 98). Die Normalzahl der Juden im Jahre 1813 war nicht absolut bindend, Versuche, die Zahl zu drücken, scheiterten. „*Insbesondere aufgrund der Daten aus Unterfranken muss zudem konstatiert werden, dass sich statistisch nicht belegen lässt, dass die Behörden mit Hilfe einer besonders restriktiven Matrikelstellenvergabe versucht haben, große jüdische Gemeinden zu verkleinern bzw. das Anwachsen der jüdischen Bevölkerungszahl in großen Kommunen zu verhindern*“ (S. 119). Da viele Juden über die Normalzahl hinaus immatrikuliert wurden, was als Ausnahme gedacht war, führte dies dazu, dass das entsprechende Gebot des Judenedikts, die Verringerung der Zahl der Juden be-

treffend, „*in der Praxis keine quantitativ fassbare Wirkung*“ zeigte (S. 128). Nur in wenigen Orten, in denen 1813 keine Juden lebten, wurden (irreguläre) Matrikelstellen geschaffen, etwa in Nürnberg 1850. In vielen Städten waren Juden de facto, nicht de jure, ansässig, dieses wurde vielfach erlaubt. Mehler legt auch dar, dass ein manchmal postulierte Einwanderungsverbot für Juden nicht existierte. In seiner ausführlichen Zusammenfassung, die seine Forschungen gut und prägnant bündelt, heißt es: „*Die Matrikelbestimmungen des Judenediktes gaben eine restriktive Linie vor. In der Praxis jedoch wurde das große repressive Potential bei weitem nicht ausgeschöpft. Insbesondere die häufigen Immatrikulationen über die Normalzahl legt eine generöse Handhabung durch die Behörden nahe.*“ (S. 174f.) Bezuglich der Auswanderung von Juden sieht der Autor nur einen bedingten Zusammenhang mit dem Judenedikt, in der Rhön z.B. gab es einen großen Geburtenüberschuss, so dass es trotz der Vergabe vieler irregulärer Matrikelstellen zahlreiche Auswanderer gab.

Das vorliegende Werk beschreitet neue Wege, insbesondere Mehlers ausgiebige und arbeitsintensive Erarbeitung statistischen Materials ist bewundernswert. Historiker neigen dazu, sich um die konsequente Auswertung von Statistiken zu drücken, wenn wie hier kaum brauchbare Zahlen vorliegen, sondern diese vom Forstner erst mühsam zusammenzustellen sind. Daher ist das Verdienst Mehlers um so höher zu bewerten. Auch seine vorurteilsfreie Herangehensweise, die ohne vorgefertigte, nur noch zu beweisende Thesen arbeitet, ist heute leider keine Selbstverständlichkeit mehr. Die vielen Beispiele und wichtigen Schlussfolgerungen, die er nur sehr vorsichtig und nur bei Vorliegen vieler Daten verallgemeinert, sind eine

Fundgrube für jeden, der sich vorurteilsfrei mit den Verhältnissen der Juden im 19. Jahrhundert beschäftigen will. Das Buch ist ein großer Wurf, der unser aller Beachtung verdient. Dass der Band in der Reihe Franconia Judaica des Bezirks Mittelfranken erscheinen konnte, obwohl die mittelfränkischen Juden keinen Schwerpunkt des Buches bilden, ist dem Bezirk Mittelfranken und seiner Kulturreferentin Andrea Kluxen zu verdanken.

Der Band enthält auch ein Ortsregister und sogar eine kurze englischsprachige Zusammenfassung. Das Buch verzichtet auf Abbildungen, besitzt aber eine Vielzahl an Tabellen und graphischen Darstellungen solcher.

Herbert Schott

Benno Parthier (Hrsg): **Acta Historica Leopoldina – Salutem Et Felicitatem! Gründung und internationale Ausstrahlung der Leopoldina** (Schriftenreihe der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina – Nationale Akademie der Wissenschaften Nr. 61, zugleich Veröffentlichungen des Stadtarchivs Schweinfurt [hrsg. v. Uwe Müller] Nr. 26). Stuttgart (Wissenschaftliche Verlagsgesellschaft), Halle bzw. Schweinfurt 2012, ISBN 978-3-8047-3115-8, 204 S., 118 farb. Abb., 24,95 Euro.

Wer etwas über die Entstehung unserer deutschen „Nationalen Akademie der Wissenschaften“ (seit 2008) wissen möchte, dem sei dieser Ausstellungskatalog empfohlen. Sie ist die älteste dauerhaft existierende naturforschende Akademie der Welt. Die „Royal Society“ wurde erst 1662 in London und die „Académie des Sciences“ wurde 1666 in Paris ins Leben gerufen. Die Akademiegründung ist in ihrem politischen Umfeld einzigartig: Am 1.

Januar 1652, also dreieinhalb Jahre nach dem Ende des Dreißigjährigen Krieges und nur eineinhalb Jahre nach der danach noch andauernden Besatzungszeit der kleinen Reichsstadt Schweinfurt wird durch vier Schweinfurter Ärzte ein aus damaliger Sicht mutiger, aus heutiger Sicht epochaler wissenschaftlicher Neuanfang gewagt, der bis heute Früchte trägt.

Der Ausstellungskatalog wurde zum 325. Jubiläum der Privilegierung 1687 durch Kaiser Leopold I. und zum 360. Jubiläum der Akademiegründung 1652 in Schweinfurt aufgelegt. Die zughörige Ausstellung war am Sitz der Nationalen Akademie in Halle an der Saale 2012 und im Schweinfurter Museum Otto Schäfer im Folgejahr zu sehen. Es wurden erstmals alle kaiserlichen Urkunden von 1677 bis 1742 gezeigt und im vierten Teil des Katalogs ediert. Sie sind nicht nur abgebildet und übersetzt, sondern werden auch von Uwe Müller eingeführt, beleuchtet und gewürdigt.

Im ersten Teil werden die politischen und wissenschaftlichen Voraussetzungen der Akademiegründung von Danny Weber erläutert. Die älteste noch bestehende naturwissenschaftliche Vereinigung der Neuzeit wurde durch den Stadtphysicus Johann Laurentius Bausch, Johann Michael Fehr, Georg Balthasar Metzger und Georg Balthasar Wohlfahrt ins Leben gerufen. Die Ärzte waren im Laufe ihrer Ausbildung durch die damals bekannte Welt gekommen und hatten vor allem Italien und den dortigen wissenschaftlichen Standard kennen gelernt.

Im zweiten Teil befasst sich Danny Weber mit den italienischen Vorbildern und dem medizinisch-pharmazeutischen Arbeitsprogramm der frisch gegründeten Akademie. Dieses Arbeitsprogramm brachte zwischen 1661 und 1704 genau 51 Titel

hervor, die sich Objekten aus dem Mineral-, Pflanzen- oder Tierreich widmeten, u.a. dem Weinstock, Blut- und Adlersteinen oder der Schwarzwurzel. Die angestrebt umfassende Enzyklopädie wurde allerdings damit nicht zusammengestellt.

Neuen Antrieb erhielt die Arbeit der Akademie durch ein eigenes Periodikum ab 1670, der ältesten naturwissenschaftlich-medizinischen Akademiezeitschrift der Welt. Im dritten Teil wird dieses Forum des internationalen Wissenstransfers und der Internationalisierung der Akademie vorgestellt. Die Zeitschrift basierte auf einem modernen Konzept und führte erfolgreich neue Aufmerksamkeit in Fachkreisen und auch neue Mitglieder zu.

Im vierten Teil führt wieder Danny Weber in die Anerkennung und die Privilegierung der Akademie durch Kaiser Leopold I. 1677/1678/1688 ein. Wichtig für den Inhalt der Zeitschrift war die gewährte Zensurfreiheit und in wirtschaftlicher Hinsicht das Nachdruckverbot. Dies wurde dadurch erreicht, dass bestimmte Ausgaben der Zeitschrift dem Kaiser gewidmet wurden und durch intensive Pflege der Beziehungen zum Wiener Hof diese Widmungen auf Wohlwollen stießen. Schließlich erreichten die Mitglieder den Status einer Art „Reichsakademie“ zwar ohne Finanzierung, aber mit Promotionsrecht. Dieser Einführung folgt die oben genannte Edition der Urkunden.

Der Sitz der Akademie war mit dem Wohnort des Präsidenten verbunden, so wanderte sie von Schweinfurt nach dem Gründer und ersten Präsidenten Bausch ab. Besonders in Zeiten des Kalten Krieges war der spätere dauerhafte Sitz mit Halle an der Saale in der damaligen DDR ungünstig. Der Stadt Schweinfurt ist es zu verdanken, dass der Kontakt damals nicht abbrach. Heute ergänzen sich die jewei-

ligen Sammlungen, wie Ausstellung und Katalog zeigen, hervorragend. In Schweinfurt ist dies die Bauschbibliothek, die als Musterbeispiel einer Gelehrtenbibliothek des deutschen Renaissancehumanismus im konfessionellen Zeitalter gilt und im Museum Otto Schäfer aufgestellt ist.

Anmerkungen, Literaturverzeichnis und Personenregister runden den Band ab. Die gezeigten Exponate werden bestens vorgestellt. Der Band ist sorgfältig ediert, die Ausfertigung durch das Druckhaus Köthen lässt keine Wünsche offen. Es handelt sich um einen beispielhaft gestalteten Ausstellungskatalog, der zur Erschließung der Entwicklung der nunmehr ersten Nationalen Akademie der Wissenschaften (seit 2008 durch Beschluss der Wissenschaftskonferenz von Bund und Ländern) Deutschlands empfohlen sei. *Thomas Voit*

Karl Heinz Martini: **Goethe und die Egloffsteins in Weimar. Fränkische Adlige im klassischen Weimar.** Altdorf (Selbstverlag) 2012, 192 S., 15,00 Euro.

Heckenhof, das Dörfchen „auf windumbrauster Jurahochfläche“ der nördlichen Fränkischen Schweiz und sein „*unansehnliches Landschloss*“ – heute ein Gasthaus – kennen Wanderer, Bierliebhaber, Radfahrer. Verwegen scheint ein Sprung aus dieser Abgeschiedenheit ins klassische Weimar – war doch die kleine Residenz schon damals ein „*Weltgespräch*“ (Wieland) und seitdem immer eine feste Größe im kulturellen Gedächtnis.

Dem Autor Karl Heinz Martini gelingt der Brückenschlag mühelos. Er nimmt Erinnerungsstücke an einer Wand der Heckenhofer „Kathi-Bräu“ ernst: je eine Abbildung von Goethe, der Caroline von Aufseß, von einem Großvaterstuhl, dazu zwei

gerahmte Goethe-Gedichte. Sie liefern ihm den Impuls, ein Zeitporträt und die Lebensperspektiven fränkischer Landadliger zu entfalten, den Gesichtskreis in die literarische Hochkultur und die europäische Politik rund um 1800 zu weiten.

Die Schlüsselfigur, welche die ober- und mittelfränkischen Orte wie Heckenhof, Aufseß, Egloffstein, Kunreuth oder Erlangen in Verbindung zum Weimarer Herzogshof bringt, ist die erwähnte Caroline. Sie als Hofdame der Herzogin Anna Amalia und ihr Ehemann Gottlob von Egloffstein als nachmaliger Oberkammerherr nahmen jungverheiratet ihren Aufenthalt gegenüber dem Wittumspalais und zogen elf weitere Verwandte nach. Zur Goethezeit konnte folglich von einem „*Egloffsteinium*“, einer „Fränkischen Kolonie“ in Weimar die Rede sein. Die Bindung hielt über den 1. Weltkrieg hinaus.

In sachdienlicher Dramaturgie inszeniert der Autor seine Darstellung. Die frühen Kapitel handeln von Angelegenheiten der fränkischen Landadelsfamilien Aufseß und Egloffstein, von Carolines dörflich geprägter Kindheit und Jugend. Verheiratung und Umzug öffnen die „Tür“ nach Weimar.

Anschließend stellt der Autor die neue Umgebung vor: historisch exakt den Kleinstaat Sachsen-Weimar-Eisenach, die um ihren Staat und dessen kulturelles Leben verdienten Anna Amalia und deren Sohn Carl August, den Hoffnungsträger Goethe. Neben diesen Hauptpersonen, denen sich viele bekannte Namen zugesellen, erhält der Leser zudem einen optischen Eindruck von den markanten Schauplätzen des Weimarer Hoflebens. Die Exposition ist abgeschlossen, die Kulissen sind bereitet; das neunte Kapitel darf sich mit der Überschrift schmücken: „Caroline von Egloffstein kommt in Weimar an.“

Gründlich sind die Stufen von erster Begegnung, Bekanntschaft, Vertrautheit der Caroline und ihrer Nichten mit Goethe herausgearbeitet; ein dauerhaft herzliches, liebevoll-fürsorgliches Verhältnis wird konstatiert und vielfach belegt. Hierhin gehört denn auch die Lösung des Rätsels um den Lehnstuhl. Caroline hat dieses Mitbringsel aus dem Heckenhofer Hausrat dem 1823 durch schwere Krankheit geschwächten Goethe überlassen, wofür er sich drei Jahre nach der Genesung mit Rückgabe und einem Gedicht bedankte. Für möglich hält es der Autor, dass in diesem erneut ausgeliehenen Stuhl der Tod den greisen Dichter erlöst.

Neben der persönlichen Zuwendung, die sich etwa in den Patenschaften der Egloffsteinerinnen für Goethes Enkel äußerte, zeigt der Autor auch die gesellschaftliche, kulturelle, militärische und politische Dimension seines Themas. Die begeisterte Teilhabe am Weimarer Theaterleben, das Goethe maßgebend bestimmte, der Schock über den Theaterbrand 1825 und das Interesse am Neubau sind durch authentische Zitate der Egloffsteiner Damen dokumentiert.

Ausführlich geht Martini auf die Entwicklung der Julie von Egloffstein zur Porträtmalerin ein. Goethe hat ihren Werdegang mit Wohlwollen begleitet und – als Kenner der Malerei in Praxis und Theorie – sie mit fachlichem Rat unterstützt. Durch Julies Augen wird gleichsam der bildliche Zugang zu den Weimaranern geöffnet: Respektable Porträts der Künstlerin von Herzog Carl August, seiner Gemahlin Louise, des ordensgeschmückten Goethe sind in Farbe wiedergegeben. Berücksichtigt ist zudem Julies Herkommen – durch ihr Selbstbildnis vor der Burg Egloffstein mit den Kalkwänden des Trubachtals und den Abdruck eines Gedichts, mit dem

sie als Neunzehnjährige dem fränkischen Adelssitz huldigte.

Die Wirren und der Umbruch durch Napoleon trafen auch Weimar und die dort verpflichteten Männer des „*Egloffsteiniums*“; der eine kämpfte unter französischem Oberbefehl im aufständischen Tirol und Spanien, riskierte nach Wechsel der Fronten sein Leben in den Befreiungskriegen; ein anderer war in heikler diplomatischer Mission nach England unterwegs. Martini verschweigt auch nicht die unmittelbare Rückwirkung vom Ende des Alten Reichs, der Mediatisierung und der Erhebung Bayerns zum Königreich auf die Egloffsteiner Besitzungen. Über einige hielt Großherzog Carl August in seinem Zuständigkeitsbereich die schützende Hand. Eine Vorsprache bei König Maximilian I. wendete die in Bayern drohende Enteignung ab. Julies spätes Porträt der Königin Therese symbolisiert die formelle Neuorientierung der Adelsfamilie Egloffstein nach München hin.

Die Hauptaktion zwischen Egloffstein und Weimar schließt mit den Todesjahren der wichtigsten Bezugspersonen 1828, 1830, 1832 und der Abbildung der Grabmäler im Klosterfriedhof Marienrode, wo die vier Gräfinnen von Egloffstein bestattet sind. Aber hier endet das Buch noch nicht. Die Aufmerksamkeit richtet sich wieder auf Franken und darauf, wie Goethe diesen Landstrich erlebte, wie die Geschichte der Burg Egloffstein, des Hauses Aufseß und des Gutes Heckenhof im Überblick verlief. Mit dieser Schlusspartie entsteht ein Pendant zum Rahmteil des Buchanfangs, wo die für fränkische Belange kompetenten Schriftsteller August Sieghardt und Hans Max von Aufseß gewürdigt und in Einzelheiten behutsam korrigiert werden.

Verdienstvoll aus dem Blickwinkel des Lesers ist die optische Hilfestellung durch

Fettdruck, Rahmung, Tabellierung, vor allem aber die textgerechte Plazierung aller Beigaben. Ein mit großer Sorgfalt und Hingabe an den Gegenstand erstelltes Buch: eine Kostbarkeit. *Siegfried Ziegler*

Carlheinz Gräter: **Hohenloher Miniaturen – Geschichte und Geschichten**. Tübingen (Silberburg-Verlag) 2012, ISBN 978-3-8425-1173-6, 158 S., zahlreiche farb. Abb., 17,90 Euro.

Carlheinz Gräter ist als Autor und Kenner des fränkischen Teils Baden-Württembergs seit Jahrzehnten wohlbekannt. Im Silberburg-Verlag ist nach den Büchern „Burgen in Hohenlohe“, „Kirchen, Klöster und Kapellen in Hohenlohe“ und „Hohenloher Raritäten“ der Band „Hohenloher Miniaturen“ erschienen. Mit zwanzig feinsinnigen Essays baut Gräter seinen Ruf, aber auch die Anziehungskraft dieser Landschaft weiter aus.

Auftakt ist der Abschnitt „Hohenloher Toleranz und Osterstreit“. Schmunzelnd berichtet er von den Auseinandersetzungen über den Termin des Osterfestes. Es war ein barocker Streit zwischen zwei hohenlohischen Linien – hier katholisch, dort evangelisch – hier gregorianischer, dort julianischer Kalender – der zum Terminunterschied von einer Woche führte. Das Zeitschisma bewegte schließlich das Heilige Römische Reich deutscher Nation. Ebenfalls augenzwinkernd schildert Gräter die Prüfung evangelischer Pfarrer aus der Rothenburger Landwehr bei den – natürlich katholischen – Stiftsherren in Würzburg kurz nach dem Dreißigjährigen Krieg, denn diese hatten die Kirchenrechte inne. Seine Quelle ist mit Rudolf Schlauch, dem er einen eigenen Abschnitt widmet, schnell verraten. Schließlich darf der Diskurs um

das Attribut „schwäbisch“ als Namensbeiwort von Hall nicht fehlen und wird genauer unter die Lupe genommen.

„Bocksprünge und Bocksbeutel“ erhellen die Merkwürdigkeit, dass am Laufe der Tauber der „württembergische“ Abschnitt – im Gegensatz zum „bayrischen“ und „badischen“ Teil – seinen Wein nicht auf Bocksbeutel abfüllen darf. Der Markelsheimer Bocksbeutel aus dem Jahr 1964 bleibt Rarität und ist eigentlich illegal!

Grenzüberschreitung gab es auch beim Grenzsteingarten in Niederstetten, dem leider kein langes Leben beschieden war. 1983 war er auf halber Höhe am Schlossberg eingerichtet worden; das Landesdenkmalamt verlautbarte, es gäbe keine vergleichbare Sammlung im Ländle. Heute schon vergessen, lagern die historischen Grenzsteine inzwischen im städtischen Bauhof. Die Stadtverwaltung hofft auf Zuschüsse zur Wiederaufstellung, derweilen Nummerierung, Initialen und Wappen verblassen und damit verloren gehen. Ähnlich erging es den Wolfsgruben, die Gräter in einem eigenen Essay beschreibt. Weitere Abschnitte sprechen z.B. Most und Bauerngarten an.

Ein besonderer Essay widmet sich dem „Carlsberger Prospekt“. Das Lust- und Jagdrefugium Graf Carl Ludwigs von Hohenlohe-Weikersheim war lange Jahre ein öffentlich zugängliches Kleinod. Die Anlage selbst gilt als kulturhistorisches Vorbild, das von Zeitgenossen des Grafen kopiert wurde. Auch wenn das Schloßchen selbst schon lange verschwunden ist, sind Park und weitere Baulichkeiten erhalten. Im Küchenbau des Schloßchens gab es von 1983 bis 2009 ein Forstmuseum. Umnutzung, Desinteresse, Privatisierung und Profitstreben führten in dem genannten Jahr zu einem jähnen Ende. Ein Vergleich mit dem Schicksal der Schmal-

spurbahn von Möckmühl nach Dörzbach drängt sich auf.

Große Namen wie z.B. Carl Julius Weber, Agnes Günther werden genannt. In den „Langenburger Geschichten“ tauchen aber auch zwei Zeitgenossen der Politik auf. Rezzo Schlauch und Joschka Fischer stammen beide aus Langenburg, der eine Sohn des Bächlinger Pfarrers Rudolf Schlauch, der andere Spross Heimatvertriebener. Sie sollen sich dort aber – so unglaublich es klingt – nicht begegnet sein.

Carlheinz Gräter ist wieder ein sehr sympathisches Buch über seine Heimat gelungen. Allein die Sprache und die einfühlsamen Schilderungen machen den Band zu einem Leseerlebnis und -vergnügen, das sich heute nicht mehr häufig finden lässt. Hätte er nicht schon den Kulturpreis des Frankenbundes für sein Gesamtwerk mit über 80 Buchveröffentlichungen erhalten, wäre dies nach den Hohenloher Miniaturen noch dringlicher. Ich wünsche mir von Herrn Gräter noch weitere Werke, möglichst im Weichbild dieser Landschaft, in der Reihe des Silbergburg-Verlags.

Thomas Voit

Ekbert Warmuth: Paul Warmuth, Volks-sänger. Mundartpoet. Franke. Bad Kissingen (Eigenverlag) 2011. ISBN 978-3-942112-03-1, geb., 304 S., zahlr. Farb- u. sw Abb. u. Tab., 19,80 Euro (Erhältlich auch beim Verfasser: E. Warmuth, Im Tief-rödlein 18, 97688 Bad Kissingen, E-Mail: Linde-Ekbert@t-online.de).

Zum 100. Geburtstag erschien die Biographie von Paul Warmuth (1911–1981), vor allem bekannt als Gründer der Hambacher Volkssänger, geschrieben von seinem Sohn Ekbert Warmuth. Der Autor geht zunächst ausführlich auf die Vor-

fahren Paul Warmuths ein. Im großelterlichen Gasthaus „Zur Goldenen Flasche“, das heute noch in Hambach existiert, erhielt der Junge wichtige Impulse für seine vielfältigen Interessen. Sehr anschaulich wird die Schulzeit des begabten Knaben geschildert. Leider ließ der strenge Vater die Erfüllung des Berufswunschs, Lehrer zu werden, nicht zu, sondern nötigte ihn zur Ausbildung im väterlichen Schneidereibetrieb. Ein Auszug aus dem Lohnbüchlein belegt, zu welch' niedrigem Tarif der Sohn, auch nach dem Ende der Lehrungszeit, arbeitete.

In einem neu gegründeten Musik- und einem Sportverein engagierte er sich mit Begeisterung. Die Teilnahme am Volksliederwettbewerb 1932 in Würzburg, die Ekbert Warmuth in „Frankenland, Heft 6, 2012“ ausführlich dargestellt hat, führte später zur Gründung der Hambacher Volkssänger.

Nach Übernahme der Schneiderei und Heirat warf die Politik einen Schatten auf das Leben Paul Warmuths: Es folgten Kriegsjahre als Soldat in Norwegen und eine harte Kriegsgefangenschaft in Frankreich, aus der er 1947 wieder zu Frau, Sohn und Tochter zurückkehrte. Schon in dieser Zeit waren ihm Musizieren und Dichten eine Lebenshilfe.

Ein zweites berufliches Standbein war ihm die Stelle als Gemeindeschreiber, zunächst in Hambach, später auch in Maibach. Obwohl sparsam besoldet, übte er diese vielseitige und auch einflussreiche Tätigkeit bis zu seiner Pensionierung mit großem Engagement und Pflichtbewusstsein aus. Gleichzeitig bemühte er sich zum Familienunterhalt um bezahlte Nebentätigkeiten, vor allem als Tanzmusiker und als Lokalberichterstatter für Zeitungen.

Bekannt wurde er aber als Volksmusiker und Mundartpoet. Er spielte viele In-

strumente, war ein großartiger Kommunikator, gestaltete und moderierte ganze Abende. In Versen und Couplets reflektierte er über gemeindliche Ereignisse, glossierte sie augenzwinkernd und trug sie äußerst wirkungsvoll selbst vor. Ein fast missionarischer Drang, die Schönheit seiner fränkischen Heimat zu preisen und das Loblied fränkischen Lebensgefühls zu singen, erfüllte ihn.

Unermüdlich umkreisten seine Gedanken das Wohlergehen und den Bekantheitsgrad seiner Heimatgemeinde Hambach. Er setzte sich für den Natur- und Denkmalschutz ein, war Mitglied und meist auch Schriftführer in zahlreichen Vereinen sowie Mitarbeiter bei überregionalen Arbeitsgemeinschaften. Warmuth beschrieb das lokale Geschehen, falls nötig übte er auch Kritik und zeigte dabei Zivilcourage. Ein besonderes Anliegen war ihm die Pflege von Brauchtum und Trachten, wobei er eng mit dem jeweiligen Bezirksheimatpfleger zusammenarbeitete. Auf seine Anregung hin wurde für Hambach ein Ortswappen geschaffen.

Die Hambacher Volkssänger, die auch heute noch existieren, bezeichnete er im Rückblick als sein Lebenswerk. Er gründete und fördert sie mit unerschöpflichem Ideenreichtum, komponierte, ließ fremde und eigene Mundartgedichte für sie vertonen. Auch schrieb er Theaterstücke im Dialekt und baute dabei Lieder der Volksänger mit ein. Er übte fränkische Tänze ein und verhalf der Gruppe zu zahlreichen Auftritten, auch außerhalb Hambachs, sowie zu Rundfunkaufnahmen und Fernsehauftritten. Als fränkisches Urgestein wurde er auch öfter allein engagiert. Der Kiem Pauli und Nikolaus Fey, mit denen er im Briefverkehr stand, schätzten ihn sehr.

Auch als Mundartpoet machte er sich einen Namen. Lieder von ihm wurden ge-

druckt und posthum ein Gedichtbändchen veröffentlicht. Seine Leistung wurde schließlich mit der 1975 verliehenen Verdienstmedaille der Bundesrepublik Deutschland anerkannt.

Durch den Tod seiner Frau fielen Schatten auf Paul Warmuths Leben. Neben gemeindlichen und parteipolitischen Querelen traf ihn der lang bekämpfte Verlust der Selbständigkeit Hambachs durch die Gebietsreform tief. Dennoch blieb er weiterhin im alten Metier aktiv, bis ihn ein früher Tod 1981 aus dem Leben riss.

Der Verfasser der liebevoll gestalteten Biographie hat das Leben des Vaters auf etlichen Wegstrecken auch als Sänger und Musikant begleitet, wodurch das Buch große Authentizität besitzt, die noch durch die Fülle von Belegen, die Ekbert Warmuth sorgfältig recherchiert hat, gesteigert wird. So runden zahlreiche Fußnoten, ein Literaturverzeichnis und tabellarische Übersichten die Ausführungen ab.

Durch das Ausbreiten von Details – z.B. der Beschreibung einer fränkischen Prozession oder dörflicher Körperschaften wie der Schafrechtler – sowie durch das Einblenden von Anekdoten und etlicher Texte des Vaters wirkt das Buch informativ und unterhaltend. Erfreuen kann die Vielzahl der Bilder.

Der Autor zeichnet mit großer Sachkenntnis das Porträt einer ungewöhnlichen Persönlichkeit, die in schwierigen Zeiten in der ihm gegebenen Frist mit beschwingender Lebensfreude aus seinen Talenten ein Optimum machte und damit der Gemeinschaft diente. Darüber hinaus schafft der Verfasser ein authentisches Kaleidoskop fränkisch-dörflichen Lebens im 20. Jahrhundert.

Im Leben Paul Warmuths wird Regionales als etwas Ursprüngliches sichtbar, noch nicht vereinnahmt von einer kom-

merzialisierten Spaßgesellschaft und noch nicht als Rückzugsreservat angesichts der Bedrohung durch die Globalisierung. Ekbert Warmuth hat dem Vater die verdiente Ehre erwiesen, und dabei ist ein lehrreiches, unterhaltsames, lesenswertes Buch, nicht nur für Hambacher, herausgekommen.

Norbert Richter

Edler Glanz. Abenberger Spitzenschätz aus Gold und Silber. Hrsg.: Forum Alte Spitz GbR, Klöppelmuseum Abenberg, Klöppelschule Abenberg u. Heimatverein Abenberg. Übach-Palenberg 2013. ISBN-Nr.: 978-3-00-041103-8, Format DIN A 4, fester Einband, 120 S., zahlr. Abb., 29,90 Euro.

Eigentlich sollte es „nur“ eine Festschrift werden, doch zum 100jährigen Jubiläum gibt es einen Prachtband: Die Klöppelschule Abenberg feierte nämlich 2013 ihren 100. Geburtstag. Aus diesem Anlass gaben das Forum Alte Spitz GbR aus Übach-Palenberg, das Klöppelmuseum Abenberg, die Klöppelschule Abenberg sowie der Heimatverein Abenberg einen repräsentativen Bildband im DIN-A-4-Format mit hochwertigen Abbildungen heraus.

„Abenberg ist Spitz – denn das Klöppeln und die Stadt gehören einfach zusammen“, schreibt der bayerische Innenminister und Vorsitzende des Tourismusverbandes Franken, Joachim Herrmann, in seinem Grußwort. Die Abenberger Leinen-, sowie später die ‚Leonischen Spitzen‘ aus Metall- und die Spitzen aus echten Gold- und Silberfäden seien in die ganze Welt bis an den Hof indischer Maharadschas gegangen und hätten sich zum fränkischen Exportschlager entwickelt. „Mit solchen Angeboten, die wie das Klöppeln tief in Abenberg verwurzelt sind, bewahrt eine Region ihr un-

verwechselbares Gesicht“, so Innenminister Herrmann weiter. „Es ist etwas, auf das die Einheimischen stolz sein können, etwas, was ihre Heimat ausmacht – und für die Gäste des Fränkischen Seenlandes etwas, das sie anderswo so nicht erleben können.“

„Die Spitzemuster erzählen von längst vergangenen Zeiten, als Gold- und Silberspitzen aus Franken weltweit ‚edlen Glanz‘ in die Herrscherhäuser und Schatzkammern des Klerus brachten“, heben Landrat Herbert Eckstein und Abenbergs Bürgermeister Werner Bäuerlein in ihrem gemeinsamen Grußwort hervor. Mit dem Buch sei ein einzigartiges Werk gelungen, das wesentlich dazu beitrage, bislang weitgehend noch unbekannte Aspekte der Spitzentradition in Abenberg zu beleuchten.

„Erklärtes Ziel ist es dabei, nicht in der Vergangenheit stehen zu bleiben, sondern für die Gegenwart und Zukunft neue Wege zu öffnen“, schreiben Eckstein und Bäuerlein.

Franz Kornbacher, der langjährige, frühere 1. Vorsitzende des Heimatvereins Abenberg, zeichnet kompetent den Weg zur Metallköppelspitze nach und stellt die nahezu fünfhundertjährige Klöppeltradition Abenbergs vor. „Ursprung und Ausgang des Spitzeklöppelns in Abenberg ist ohne Zweifel das im Jahr 1488 vom Eichstätter Fürstbischof Wilhelm von Reichenau an der Stilla-Wallfahrtskirche Sankt Peter gegründete Frauenkloster Marienburg“, schreibt Franz Kornbacher. Dass sogar während des 30jährigen Krieges (1618–1648) von den Abenberger Klosterfrauen geklöppelt wurde, beweist eine Notiz im Tagebuch der Mariensteiner Priorin Clara Staiger, das sie zwischen 1631 und 1650 detailliert geführt hat.

Christine Meier präsentiert in Wort und Bild die Geschichte der Klöppelschule von Abenberg. Nach 1900 hatte man die Notwendigkeit erkannt, wie andern-

orts eine Klöppelfachschule zu gründen, doch es dauerte bis 1913, bis man sich über Nutzen, Standort und finanzielle Aufteilung der Kosten einig war.

Museumsleiterin Kerstin Bienert stellt in ihrem Aufsatz „Edler Glanz: Gold und Silber“ das Klöppelmuseum auf der Burg vor. Er stellt den Hauptbeitrag des Buches dar und informiert mit profunder Sachkenntnis über die Umbruchzeiten im 19. Jahrhundert, die Einführung der „leonischen Waren“ zur Herstellung von Klöppel spitzen, über das Thema „Spitzen in alle Welt“, über diverse Gold- und Silbermanufakturen, „Posamentierverleger“ sowie über Metallspitzen in der Mode des 19. Jahrhunderts, bei liturgischen Gewändern, Altardecken, sakralen Gegenständen und in der Tracht.

In einem weiteren Kapitel geht Jutta Reichmann auf „Leonische Gespinste“ ein. Namen wie „Plätt, Lahn, Plasch, Kantille, Bouillon, Flitter, Finterchen“ und weitere Bezeichnungen für besondere Gespinstarten, die dem Laien nichts sagen, werden von ihr sehr verständlich erklärt. Auf einer Doppelseite zieht Lothar Stang in englischer, französischer, spanischer und italienischer Sprache ein Resümee über die hundertjährige Geschichte der Klöppelschule Abenberg, und Jutta Grothaus erklärt „Das Einhäkeln in ein Flinterchen“. Den Abschluss bilden zahlreiche großformatige Abbildungen, die zeigen, welche bewundernswerten Arbeiten in der Abenberger Klöppelschule angefertigt wurden und werden. Zwischen den einzelnen Kapiteln kann der Leser viele ganzseitige Musterblätter bewundern, die vom Können der Klöpplerinnen künden.

Fazit: Hier ist ein hochwertiges, ungewöhnlich informatives und anschauliches Buch entstanden, in dem man gerne blättert. Es führt dem Leser eindrucksvoll die

Abenberger Spitzenschätze aus Gold und Silber vor Augen. *Robert Unterburger*

Dieter Blechschmidt/Martin Brandl: **Der Kurpark von Bad Steben. Ein Garten denkmal in Oberfranken.** Hrsg. Landkreis Hof. Regensburg (Schnell & Steiner) 2013. ISBN 978-3-7954-2756-6, Format: 23 x 32 cm, geb., 228 S., 15 s/w u. 118 Farabb., 24,95 Euro.

Die Gartenliteratur wird mit dem im Verlag Schnell & Steiner erschienenen monographischen Band zum Kurpark von Bad Steben um ein bemerkenswertes Werk erweitert. Bereits der Untertitel „Ein Garten denkmal in Oberfranken“ verspricht mehr als einen Bildband. Das schnelle, vor dem Kauf entscheidende Durchblättern ver führt das Leserauge mit schönen, großformatigen Abbildungen und Plandarstellungen und vielen Textseiten. Die Texte sind ansprechend und übersichtlich gegliedert. So machen sie bereits Lust auf Lesen und überhaupt neugierig.

Am Anfang stehen die selbstverständlichen, aber hier kurz gehaltenen Gruß- und Dankesworte der Lokalpolitiker und der Autoren, im Anhang sind die Sponsoren aufgelistet, ohne deren großzügige Zuwendungen derartige Werke heute kaum mehr zu verlegen sind. Diese Unterstützung hat sich gelohnt. Die Hauptautoren, Denkmalpfleger und Heimatpfleger, sind in die Tiefe gegangen, haben jeweils über mindestens einen Vegetationszeitraum den Park beobachtet, die jahreszeitlichen Veränderungen in Stimmungsbildern festhalten lassen (Photographien u.a. von Eberhard Lantz, Klaus Leidorf u. Winfried Berberich) und die Zeit genutzt, die Archive und die vorhandene Literatur umfassend zu durchforsten.

Herausgekommen ist eine Monographie, die den Kurpark im Kontext betrachtet und die geologischen Voraussetzungen ebenso beschreibt wie die geschichtliche Entwicklung vom einfachen Sauerbrunnen bis zum Staatsbad. Es ist spannend nachzulesen, wie mühsam es war, im abgelegenen Frankenwald eine Badekultur zu entwickeln, wobei 1898 der Eisenbahnanschluss eine wichtige Rolle spielte, und dass es wohl ohne die persönliche Einflussnahme der bayerischen Regenten nichts geworden wäre mit dem Staatsbad und dem Kurpark. Den einfachen Sauerbrunnenwirten hätten vielleicht ein paar hölzerne Badewannen genügt, und so musste diesen gegenüber bereits für die Anlage einer Allee vom Ort zum ersten Kurhaus Überzeugungsarbeit geleistet werden. Die Allee wurde schließlich die Kernzelle des späteren Parks, der auch den längeren Aufenthalt in dem abgeschiedenen, seit 1832 Königlichen Bayerischen Staatsbad Steben erquicklicher machen sollte.

Maßgeblich für den Kurpark aber war die vom Königlichen Staatsministerium der Finanzen getroffene Entscheidung, 1888 den Kurgärtner und Königlichen Hofgärtner Arthur Andreas Singer mit der Anlage eines Kurgartens in Bad Steben zu beauftragen. Er und sein Sohn Wolfgang als Nachfolger sollten bis weit in das 20. Jahrhundert für die Gestaltung und Pflege des Kurparks verantwortlich sein.

Dass die Lebensläufe von Vater und Sohn Singer hier in einem eigenen Kapitel gewürdigt werden, gehört zu den besonderen Stärken dieses Buches. Beide waren im Kerngeschäft für die Kurparkanlagen in Bad Kissingen tätig und sind bisher in der Fachliteratur noch nicht ausreichend gewürdigt worden.

Der Glanz des Staatsbades ging einher mit der Entwicklung der Parkanlage. Die

einzelnen Phasen ihrer Entstehung, die Erweiterungen und Verschönerungen des Kurparks werden in Text, historischen Bildern und Plänen übersichtlich dargestellt. Dabei wird auch der Verfall im 20. Jahrhundert nicht verschwiegen. So ist es nicht verwunderlich, dass der Kurpark erst wieder zu entdecken war. Dies wurde zunächst durch die Aufnahme als Gartendenkmal in die Bayerischen Denkmalliste gewürdigt und wird im Kapitel „Gartenhistorische Einordnung“ vertieft. Hier weist sich der Denkmalpfleger als der Universalist aus, der er letztlich auch sein muss, ohne jede Fachdisziplin deswegen durch ein Studium auch nachweisen zu müssen. Martin Brandl hat sich hervorragend in die Fachdisziplin Gartendenkmalpflege eingearbeitet, so dass auch dieses Kapitel weit über einen beschreibenden Parkführer hinausgeht.

Leider etwas zu kurz geraten ist das Kapitel von Marion Dubler „Was wächst im Kurpark?“ Außer der Beschreibung einiger einheimischer Bäume mit zugehörigen Blattabbildungen ist der Autorin wenig aufgefallen. Dabei gehört doch gerade zu einem Kurpark auch die gärtnerische Gestaltung um die Kurhäuser mit ihren exotischen Kübelpflanzen und Blumenbeeten. Glücklicherweise ist der Bildbandteil so großzügig ausgelegt, dass dieser kleine Schönheitsfehler ausgebügelt ist.

Diese Kurpark-Monographie bietet aber noch mehr. Wunderbar ist das von Dieter Blechschmidt und Martin Brandl verfasste Kapitel über „Besonderes, Künstlerisches und Heiteres über Kurpark und Badeleben“. Hier wird aus zeitgenössischen Berichten, Urkunden und Prospekten bis hin zur Präsentation des Fahnenschmucks oder der „Verpachtung der Gräserei“ vom Kurpark erzählt. Kurbad und Kurpark werden, zuweilen augenzwinkernd, im Zu-

sammenspiel mit Einheimischen, Gästen und Kurverwaltung, auf Anspruch und Wirklichkeit hin ausgeleuchtet.

Kein Bad, kein Kurpark ohne die Erwähnung bedeutender Persönlichkeiten, die das Bad zu nutzen wussten. Im Band werden Bad Stebens Kurgäste der Literaturgeschichte gewürdigt: Jean-Paul von Karin und Eberhard Schmidt und Bert Brecht von Margit Pfeiffer-Schier. Dabei betrifft die Würdigung nicht nur die Dichter, sondern natürlich auch das Heil- und Staatsbad, dem eine Rückbesinnung auf diese ruhmreichen, literaturhistorischen Größen sehr zu empfehlen ist. Im Ausblick von Martin Brandl darf der mahnende Ruf nach Erhaltung, Pflege und Verbesserung selbstverständlich nicht fehlen.

Kurzgesagt: Ein wunderbarer Bildband und ein Fachbuch zugleich, lesenswert, betrachtenswert, eine Werbung für unsere Region, für unsere herbe Landschaft und unsere alte Badekultur. Bleibt zu wünschen, dass bald ähnliche Monographien über die Kurparkanlagen in Bad Brückenau und Bad Kissingen auf den Weg gebracht werden, waren dort doch auch die Singers tätig. Außerdem sollte für das Staatsbad Bad Steben ein Folgeband über die Architektur der Kurbauten folgen!

Alfred Schelter

Helmut Herrmann: **Biergartenwanderungen Bamberg und Umland.** Bamberg (Heinrichs-Verlag, Bayerische Verlagsanstalt) 2012, ISBN 978-3-89889-174-5, broschiert, 184 S., zahlr. Farabb., 10,00 Euro.

Die oberfränkische Stadt Bamberg wird jährlich von tausenden Touristen aus aller Welt besucht. Zu den touristischen Highlights der Besucher gehört dabei der Bam-

berger Dom, der mit seinen vier Türmen das beherrschende Bauwerk des Weltkulturerbes Bamberger Altstadt ist. Im Innern des bedeutenden Gotteshauses, das zu den deutschen Kaiserdomen gehört, befinden sich unter anderem der Bamberger Reiter, das Grab des einzigen heiliggesprochenen Kaiserpaars des Heiligen Römischen Reichs sowie das einzige Papstgrab in Deutschland und nördlich der Alpen.

Doch nicht nur die Stadt selbst, die überregional auch für ihre vielfältige Biertradition bekannt ist, sondern auch das Bamberger Umland ist reich an Kulturgütern und Kunstschatzen. Kleine Städte mit mittelalterlicher Bausubstanz findet man hier ebenso auf engstem Raum wie großartige Schloss- und Kirchenbauten. Zugleich zeichnet sich die Region um Bamberg durch ihre landschaftliche Schönheit aus. Mehrere Naturparks, der nördliche Fränkische Jura, die Fränkische Schweiz und das Obermaintal sind lohnende und beliebte Ziele für Naturliebhaber und insbesondere Wanderer.

In seinem Buch „Biergartenwanderungen Bamberg und Umland“ stellt Helmut Herrmann (Jahrgang 1937) 21 Wandervorschläge zu besonders schönen Zielen im 30-Kilometer-Umkreis von Bamberg vor. Der Autor, der mit Christof Herrmann (Jahrgang 1972) jüngst auch das Buch „Biergartenwanderungen Fränkische Schweiz“ veröffentlicht hat, legte bei seiner Darstellung besonderen Wert darauf, dass der Wanderer sich nicht nur an der Natur und der Kunst erfreuen kann, sondern ihm auch leibliche Genüsse zu teil werden. So finden sich bei allen Wandervorschlägen – die alle mit öffentlichen Verkehrsmitteln durchführbar sind – auch genaue Hinweise auf Gaststätten mit schönen Gärten, mit hervorzuhebender fränkischer Küche, auf Lokale mit selbst hergestellten

Erzeugnissen für die Brotzeiteinkehr und auf ländliche Kleinbrauereien.

Abgesehen von einer Übersichtskarte am Ende des Buches gibt es zu jeder Wanderroute eine Karte mit eingezzeichneter Wegstrecke und genauer Wegbeschreibung, die eine schnelle Orientierung erlaubt. Ferner finden sich jeweils Angaben über die Weglänge, die reine Gehzeit, Start, Ziel, das Geländeprofil, Kartenempfehlung, empfohlene Jahreszeit und Sehenswertes.

Der schmale Band, der gut in jeden Rucksack passt, ist reichlich mit ansprechenden Farabbildungen illustriert. Biergärten und -keller sind für das fränkische Leben und Empfinden zweifelsfrei ein ganz wichtiges kulturelles Phänomen. Wer entsprechende Lokalitäten in Bamberg und seinem Umland (wandernd) kennenlernen möchte, der hat mit dem vorliegenden „Wegweiser“ von Helmut Herrmann einen hilfreichen und zugleich anregenden Reisebegleiter an seiner Seite.

Hubert Kolling

Johann Christoph Haag: **Unterrichtshilfen für das Schwabach-Rother Land (Schwabach 1950–1965)**, auf DVD 2012 neu herausgegeben durch den Heimatverein Abenberg e.V. Die DVD (mit pdf-Dateien) ist erhältlich beim Heimatverein Abenberg e.V.: Erster Vorsitzender Franz Kornbacher, Marktplatz 2, 91183 Abenberg, Tel. Nr.: 09178–1233; www.heimatverein-abenberg.de.

Nach dem Zweiten Weltkrieg fehlte es auch im Fach Heimatkunde an geeignetem Unterrichtsmaterial. Aus diesem Grund kam es im Jahre 1950 zu einem Treffen von Heimatkundlern, Lehrern, Vertretern der Regierungen und des Schulministeriums. An dieser Zusammenkunft nahm auch

der 1902 in Schwabach geborene und in der damals noch selbständigen Gemeinde Penzendorf (heute ein Stadtteil Schwabachs) unterrichtende Lehrer Johann Christoph Haag teil. Er erklärte sich bereit, für den Stadt- und Landkreis Schwabach „Hilfen für den heimatkundlichen Unterricht“ zu erstellen. Verwenden wollte er dazu das Material, das er über einen Zeitraum von 25 Jahren gesammelt hatte, die sämtliche damals verfügbare Heimatliteratur sowie Urkunden, sofern sie für den Gebrauch in der Schule geeignet waren. Die „Unterrichtshilfen“ zielten zum einen darauf ab, „*den Heimatkundeunterricht des 3./4. Schuljahres eine erlebte und erlebbare Kunde von der Heimat*“ werden zu lassen, zum anderen, „*den Sachunterricht der Oberstufe (Geschichte, Erdkunde, Naturkunde und Sozialkunde im 5.–8. Schuljahr) heimatbetont umzugestalten.*“

Zwischen 1950 und 1965 erschienen 89 Ausgaben der „Unterrichtshilfen“, die zusammen fünf Ordner füllen und es auf die stattliche Zahl von ca. 3.100 Seiten bringen. Die Mehrzahl der in der Sammlung porträtierten Ortschaften, Städte, Täler und Berge liegt heute im Landkreis Roth. Haag liefert derart detaillierte Informationen zu Geschichte und Geographie seines Heimatraumes, dass selbst Einheimische noch manches ihnen bisher Unbekannte entdecken dürften, wenn sie sich auf das Studium dieser Texte und Karten einlassen. Auch geologische und archäologische Fragestellungen werden aufgegriffen.

An den Anfang seiner Textsammlung stellt Haag einige „stumme Karten“ des ehemaligen Landkreises Schwabach, die einen Hinweis auf die Konzeption seiner „Unterrichtshilfen“ geben. Mit dem Werk wollte Haag seine Lehrerkollegen dazu anregen, mit ihren Schülern den Heimatraum zu erwandern und das dabei Erlern-

te in den stummen Karten festzuhalten, so dass die Schüler im Laufe der Zeit ein immer umfassenderes Wissen über ihre engere und weitere Heimat erwerben konnten. Im ersten Ordner geht Haag außerdem auf vor- und frühgeschichtliche Funde sowie auf Heimatliteratur ein, gibt eine Führung durch die Stadt Schwabach, beschreibt das Hembachtal sowie den südlich von Schwabach gelegenen Heidenberg und bewegt sich dann von Pfaffenhausen bei Roth über Pleinfeld, Weißenburg, Treuchtlingen, Pappenheim, Solnhofen bis nach Eichstätt („*Vom Sand zur Alb*“).

Mit drei Tälern (Aurach, Schwarzach, Zwieselbach) und mit Gemeinden, die heute zur Stadt Nürnberg (Katzwang, Kornburg, Pillenreuth) bzw. zum Landkreis Roth gehören (Markt Wendelstein mit Ortsteilen), beschäftigt sich Haag im zweiten Ordner seiner Sammlung. Der Schwerpunkt des dritten Ordners liegt auf der Gegend um Georgensgmünd und Heideck; jedoch werden auch die Täler der Rednitz und Schwabach, das ehemalige Oberamt Roth sowie die Geologie des Spalter Landes betrachtet. Burg und

Stadt Abenberg, ihre Umgebung sowie das „*Mungenauer Land*“ stehen im Mittelpunkt des vierten Ordners, während Haag im letzten Ordner dann eher vermischt Themen aufgreift: Hier finden sich neben zwei Stadtführungen (Roth, Spalt) eine Geschichte der Post, Darstellungen des Klosters Heilsbronn, des Revolutionsjahres 1848 sowie des Luftangriffes auf Schwabach im Jahre 1941.

Im Regionalteil „*Schwabach Stadt und Land*“ der „Nordbayerischen Zeitung“ vom 8. August 2012 zitiert Robert Unterburger in einem Artikel zu Haags 110. Geburtstag den Vorsitzenden des Heimatvereins Abenberg, Franz Kornbacher: „*Alle 200 DVDs, auf denen sämtliche Unterrichtshilfen für das Schwabach-Rother Land enthalten sind, sind inzwischen verkauft.*“ Personen, die sich für diese DVD interessieren, können somit nur hoffen, dass sich der Heimatverein Abenberg bei entsprechender Nachfrage zu einer Ergänzungsausgabe dieser bemerkenswerten Publikation entschließen kann.

Bernhard Wickl